m,

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben

von

J. L. Kober.

Fünfzehnter Jahrgang.

Einundzwanzigster Band.

Der Fürstensohn.

Prag, 1860.

Kober & Markgraf.

(Früher: J. L. Kober.)

Der Fürstensohn.

Erzählung

von

F. Schregel.

Prag, 1860.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Prag, Druck von Jarosl. Pospišil.

Inhalt.

	Seite
Erstes Capitel	9
Zweites Capitel	35
Drittes Capitel	66
Viertes Capitel	92
Fünftes Capitel	110
Sechstes Capitel	140
Siebentes Capitel	164
Achtes Capitel	174
Neuntes Capitel	203

Der Fürstensohn.

Erstes Capitel.

Auf einem schmalen Fußsteige, der, von einem waldbekränzten Berge herabkommend, durch Kornfelder und Rebhügel führte, ging ein Wandersmann. Sein Gesicht, ebenso hoch von der Gluth der Jugend, als der Anstrengung des Wanderns geröthet, beschämte fast die Hagerosen, die hie und da aus den Einfriedigungen der Felder und Weinberge herausblickten. Jetzt setzte er sich zur Seite des Pfades auf sein Ränzel, zog sein Taschentuch hervor und tilgte damit von Gesicht und Kleidung die Spuren, die Staub, Hitze und Weg auf beiden zurückgelassen hatten. Der Fußpfad war ein Richtsteig, welcher hinab zu dem Städtchen führte, das mit seinen rothen Ziegeldächern um den grauen spitzigen Kirchthurm zusammengedrängt, einen traulichen Anblick gewährte. Außerdem aber wirkte derselbe auch noch in anderer Weise belebend auf die bereits etwas gesunkenen

Kräfte des Jünglings, durch die Hoffnung einer stärkenden Mittagsmahlzeit, die er in einem der Gasthäuser des Städtchens zu halten gedachte. Seine Ruhe war daher kürzer, als er sie selbst sich anfangs vorgesetzt hatte, und abgekühlt und gesäubert, trat er auf's neue seinen Weg an. Durch niedliche Blumengärten, bald mit weißem oder grünem Gegitter, bald mit lebendigen Hecken umschlossen, gelangte er schnell an die äußersten Häuser der Vorstadt. Fröhlich klapperte dort von einem vollen Bache getrieben, ein fleißiges Mühlrad. Das klare Wasser des Bächleins, der erquickliche Mehlgeruch, der zur offen stehenden Hausthür herausdrang, hieß ihn anfangs unwillkürlich langsamer gehen, später stillstehen. Indem er sich über das Geländer der eben betretenen Brücke herüberbog, um sich mit ganzer Seele an diesem halb ländlichen, halb städtischen Anblick zu weiden, trat der Müller mit einem schmunzelnden Lächeln in die Thür seines Besitzthums. Die Freude, die der junge Wanderer an demselben zu haben schien, und das Wohlgefallen, mit dem seine Blicke auf Haus und Garten ruhten, flößten auch ihm eine Theilnahme für den Jüngling ein und erregten ihm das süße, aber verzeihliche Gefühl bürgerlicher, durch eigenen Fleiß erworbener Wohlhabenheit. So trat er denn mit einer gewissen selbstgefälligen Würde, die sein volles rothes Gesicht und sein angehender Bauch unterstützten,

über die ausgetretene Schwelle auf den breiten Stein, der die oberste Stufe der Treppe bildete, um den Jüngling näher zu betrachten. Je länger er ihn ansah, desto mehr gefiel er ihm. Sein Ränzel, das konnte er deutlich sehen, war klein und schmächtig und ließ auf keinen besonderen Zustand seiner Kasse schließen, wenn gleich die graue reinliche Bluse dem zu widersprechen schien. Der Müller dachte an seine eigenen Wanderjahre und wußte wohl, wie manchesmal auch bei sonst guten Vermögensverhältnissen ein wanderndes Kind ehrlicher Eltern in unverschuldete Geldnoth gerathen kann. Hinter ihm drang neben dem kräftigen Mehlgeruche ein ebenso kräftiger Duft aus der wohlbestellten Küche hervor, und wer konnte dafür stehen, ob nicht diesem zum größten Theile der längere Aufenthalt und die Andacht des Jünglings galten? Was du willst, daß dir die Leute gethan hätten, das thue ihnen auch, dachte der Müller.

„Heda, guter Freund!“ rief er mit der Schnelle des Gedankens, „es ist Mittag und der Tisch gedeckt, wollt Ihr mein Gast sein?“

Der Jüngling sah sich um, ob nicht Jemand hinter ihm stünde, denn er konnte sich nicht sofort überzeugen, daß diese Einladung ihm gelten sollte; der Ausdruck „guter Freund“ schien ihm ebenso ungewöhnlich, als die Gastfreiheit eines Mannes, den er heute zum erstenmale erblickte.

„Ja, ich meine Euch, Gesell!“ rief der Müller wiederholt; „es ist ein warmer Tag heute. Ihr habt vielleicht manchen Tropfen Schweiß vergossen und Eure Kehle ist ausgetrocknet. Kommt herein, legt Euren Ranzen ab und seht, was uns der Himmel bescheert hat; ich denke, Ihr werdet noch neben uns gesättigt werden.“

Nach einigem Bedenken bog der Jüngling sich von dem Geländer los, über dem er gelehnt gewesen, und näherte sich dem Müller. „Wenn Ihr so freundlich gebt, als Ihr einladet, leiste ich gerne Eurer Einladung Folge,“ entgegnete der Jüngling, „obgleich ich es nicht eben nöthig habe. Ich bin noch nicht lange gewandert, und meine Baarschaft hätte noch hingereicht, mir in einem Gasthause eine genügende Mahlzeit zu verschaffen.“

„Daß Ihr noch nicht lange hinter dem Ofen des Vaterhauses fort seid und noch auf den ersten Sohlen Eurer Reisestiefeln wandert, hab' ich Euch gleich angesehen. Aber nur Geduld, der Weg ist noch lang und mit jedem Schritte mehr werden der Mutterpfennige weniger. Die Zeiten sind schlecht; Jeder schränkt sich ein, wer weiß, wann Ihr Arbeit findet. Wo Euch freie Zehrung geboten wird, da nehmt sie immer nach Handwerksbrauch dankbar an.“

„Das will ich auch von ganzem Herzen,“ entgegnete der Jüngling, indem er die kleinen Stufen hinan stieg

und die Hand herzlich drückte, die der Müller ihm zum Willkommen entgegen reichte.

Mit dem Stolze eines Hausherrn, der Alles das im höchsten Sinne des Wortes sein nennt, was ihn umgibt, öffnete der Müller die Thür seines geräumigen Wohnzimmers, in welchem der Tisch schon gedeckt war.

Während der Fremde es sich auf des Müllers Geheiß so bequem als möglich machte, rief dieser nach der Küche durch die halbgeöffnete Thür hinaus: „Martha, ich habe uns noch einen Gast gebracht, einen Wandersmann, der seine erste Ausflucht macht; besorge schnell noch ein Gedeck; wer weiß, an welchem Tisch unser Gottlieb heut' seine Mahlzeit findet.“

Hatte Martha bei den ersten Worten ihres Eheherrn auch eine finstere Miene machen wollen, der letztere Theil seiner Rede, der den zärtlichsten Fleck ihres Mutterherzens traf, verwandelte dieselbe, noch ehe sie zu Stande kommen konnte, in ein theilnehmendes Lächeln. Ihr vom Feuer geröthetes Gesicht blickte neugierig durch die Spalte der Thür auf den jungen Wandersmann, der ihr durch die geschickt angebrachte Vergleichung mit ihrem Sohne noch einmal so lieb war, ja diesem offenbar ähnlich sein mußte. Hastig rief sie ihrer Tochter zu, den Tisch auf einen Gast mehr einzurichten, und noch ehe einige Minuten vergingen, stand neben zwei Schüsseln kräftiger Fleischbrühe ein

trefflicher Eierkuchen und Salat auf dem reinlich gedeckten Tische.

Die Spuren der heißen Küche mit der Schürze von ihrem Gesichte tilgend, trat die Hausfrau mit vorgestreckter Rechten ein, die sie dem Gaste mit einer Innigkeit darreichte, in der man den Antheil nicht zu verkennen vermochte, den Mutterliebe an dieser Handlung der Gastfreundschaft hatte. Ihr folgte die Tochter, das noch fehlende Gedeck bringend, ein kerniges Mädchen von siebzehn Jahren, das Ebenbild ihres Vaters, und zwei dienende Mägde. Durch die andere Thür trat sodann der Knecht und der Geselle herein, die wie die Tochter und die Mägde den Fremdling nur verstohlen anblickten und obenhin bewillkommten, weil sie in der Gegenwart des Hausvaters und im Angesichte des einladenden Mahles eine nähere Begrüßung vermieden.

Alle stellten sich nun um den Tisch hinter das für einen jeden bestimmte Gefäß, der Jüngling zwischen dem Müller und seinem Weibe als den ihm angewiesenen Ehrenplatze. Erwartungsvoll sah jeder den Hausvater an. Dieser nahm sein Käppchen vom Haupte zwischen die gefalteten Hände und sprach ein kurzes Tischgebet, worauf er sich niedersetzte und Alle seinem Beispiele folgten. Er rückte die vor ihm stehende Suppenschüssel näher, nahm sich seinen Theil, und schob sie sodann dem

Gaste zu, wodurch er den übrigen Tischgenossen das Signal zu einem gleichen Angriff auf die andere Schüssel gab. Rasch und mit einem Appetite, wie ihn nur der unverwöhnte, im Schweiße seines Angesichtes in der freien Luft arbeitende Landmann kennt, war das Aufgetragene verzehrt. Auch dem Wanderer hatte es trefflich geschmeckt; jedoch schien ihm der Umfang des Appetits zu fehlen, der den Müller, namentlich aber die Genossen am untersten Ende des Tisches so vortheilhaft auszeichnete. Der Müller neckte dieserhalb den Jüngling und spottete über seine zarten Glieder und den vornehmen Magen, wie er ihn nannte, der sich in der Fremde wohl noch an schlechtere Kost würde gewöhnen müssen. Diese Beschuldigung trieb dem Jüngling das Blut in's Gesicht, so daß es fast noch röther wurde, als das der ihm gegenüber sitzenden Mägde. War es nur das Wort „vornehm", das ihn so unangenehm berührte, oder war es der Verdacht, das Mahl wäre ihm zu geringe gewesen, kurz, er gerieth in eine Verlegenheit, die man nur einem Neulinge auf der Wanderschaft verzeihen konnte.

Die Müllerin nahm ihn sofort in Schutz. „Wer weiß," sagte sie, „ist der junge Mann an unsere Kost gewöhnt. Sicherlich ist er einer zärtlichen Mutter Kind aus einer großen Stadt und nicht unseres Gewerbes. Könnte er nicht ein Goldschmied oder ein Uhrmacher oder

sonst eines großstädtischen Handwerks Mitglied sein, der an Stubensitzen und feine Nahrung gewöhnt ist?"

„Mutter!" entgegnete der Müller, der die Gedanken seines Weibes von Ferne kannte, „überlaß das Examiniren dem Thorschreiber oder dem Bürgermeister, wenn sie ihn nach dem Wanderbuche und der Kundschaft fragen werden. Was geht uns das an! Bring' lieber Butter und Käse und eine Flasche von dem Dreijährigen."

Unterdessen hatten Mägde und Knechte ihr Mahl vollendet, und standen sämmtlich mit einem Male wie auf ein gegebenes Zeichen vom Tische auf, ihre Stühle weit zurückschiebend, welche die jüngste Magd an Ort und Stelle setzen mußte.

„Wohl gespeist zu haben!" erscholl es sodann wie aus einem Munde, und rasch ging ein Jeder wieder an seine Arbeit. Die Tochter und die Mägde räumten den Tisch bis auf das Tuch ab, und Frau Martha kam bald mit einer Flasche und dem gewünschten Imbiß. Nachdem der Müller und sein Weib mit dem Fremden auf ein fröhliches Willkommen angeklungen, und Frau Martha ein Glas nicht ohne einige Förmlichkeit geleert hatte, setzte sie sich in den großen, lederbeschlagenen Lehnstuhl, in welchem sie bald, ermüdet von der Hitze des Tages und den Anstrengungen der Küche, in ein sanftes Nachmittagsschläfchen verfiel.

„Was gibt es Neues?" fragte sodann der Müller den Jüngling, sein Glas prüfend gegen das Licht haltend und es darauf mit einem Zuge leerend; „gewiß kommt Ihr doch aus der Hauptstadt?"

Kaum hatte er diese Frage gethan, als ein langer hagerer Mann in einer abgetragenen Uniform hereintrat, dessen Erscheinen dem Müller offenbar zuwider war.

„Ihr kommt zu spät, Jacob," redete er ihn an; „unser Mittag ist eben verzehrt."

„Wo zwei um eine Flasche sitzen," erwiderte dieser, „aus der nur die ersten Gläser gegossen, da kömmt man nicht zu spät. Ueberdies sehe ich hier noch Brod und Käse. Was macht die Frau Muhme?"

Noch ehe ihm der Müller auf seine letzte Frage geantwortet und auf sein schlummerndes Weib gezeigt hatte, war Jacob schon im Besitze eines tüchtigen Brodschnittes, dem er bald Butter und Käse in angemessener Quantität einverleibte. Der Müller goß ihm das seiner Frau bestimmt gewesene Glas bis zum Rande voll, und füllte es gleich wieder, nachdem der Durstige es mit einem Zuge geleert hatte.

„Wo kommt Ihr her, Jacob?" redete er ihn darauf an; „Ihr habt Euch lange nicht sehen lassen."

„Wo soll ich herkommen?" antwortete derselbe; „aus einer Stadt, wo es hungrig zugeht, wo es stets

volle Mäuler aber leere Magen gibt. Die Mäuler sind dort immer leerer Versprechungen voll, und von denen kommt bekanntlich nichts bis in den Magen. Wo anders komme ich her, als aus der Residenz."

„Also wieder eine abschlägige Antwort?" entgegnete der Müller.

„Ja! wieder, wie immer," antwortete Jacob, seinen Zorn an dem Butterbrode auslassend. „Jetzt bin ich das letztemal gegangen. Es wird auch nicht eher anders, als bis das Unterste zu oberst gekehrt sein wird. Fängt nur Einer an, ich will ihm ein tüchtiger Helfer sein!"

„Oho! Ihr Herren Habenichtse macht einem ehrlichen Bürger nicht bange! Was sind das für Aeußerungen, ziemen sich die für einen ehemaligen Vaterlandsvertheidiger? Sagt uns lieber, was es Neues gibt. Ihr unterbracht gerade durch Euren Eintritt diese Frage, die ich an den jungen Wandersmann dort richtete."

Bei diesen Worten sah der Müller den Letzteren an, und auch der Eingetretene richtete nun erst einen aufmerksameren Blick auf den neben ihm sitzenden Jüngling, den er indessen keiner weiteren Theilnahme würdigte.

„Was ist das?" rief plötzlich aufhorchend der Müller.

„Die Glocken verkünden schon die Mähr, die ich zu bringen habe," antwortete der Vetter; „einfältige

Leute nennen sie eine traurige, ich aber sehe die Traurigkeit dabei nicht ein."

„Ich bitte Euch, was bedeutet das Geläute?" fragte ängstlich der Müller zugleich mit seiner Frau, welche durch die immer lauter werdenden Männerstimmen erweckt worden war.

„Der Erbprinz ist plötzlich verschwunden; wahrscheinlich ist er beim Baden in einem Teiche des Thiergartens ertrunken. Gott habe ihn seelig! Die hohe Mutter ist auf's äußerste betrübt, und das Land soll es auch sein; die Kirchthürme fangen schon an zu lamentiren. Man wird über die Grenze gehen müssen, will man nicht drei Wochen lang tagtäglich dies wimmernde Gewinsel hören."

„Ach, Du großer Gott!" riefen wie aus einem Munde der Müller und sein Weib; „ach! das große Unglück!"

„Nun! nun!" sprach, abermals ein Glas leerend, das er sich selber eingeschenkt, der lange Unzufriedene, „was ist denn da weiter? Es ertrinken jährlich viele Leute beim Baden, und Prinzen sind auch nur Menschen; nach siebzig Jahren hätte er doch wahrscheinlich geruht, bei seinen Vätern zu ruhen. Wer wird um einen todten Prinzen so viel Wesens machen, ich mache es nicht einmal um einen Lebendigen."

„Aber bedenkt die arme Mutter,“ sagte wehmüthig der Jüngling.

„Ach, die arme durchlauchtigste Frau Mutter,“ stimmte die Müllerin mit gefalteten Händen ein. „Wenn mir das begegnete, wenn mein Gottlieb —“

„Dann würde man Euch,“ entgegnete der Lange, „mit seinem Todtenschein sein Wanderbuch und ein Inventarim über seine Hemden und Strümpfe und eine Liquidation der Begräbnißkosten zuschicken, die man, wolltet oder könntet Ihr vielleicht nicht zahlen, mit Execution eintriebe. Ein theilnehmender Nachbar würde vielleicht sprechen: der dumme Junge, warum hat er sich auch in's Wasser gewagt, wenn er nicht schwimmen konnte. Ihr würdet anfangs heftig weinen, Euch aber später in die Nothwendigkeit fügen. Das wäre das Ganze.“

„Pfui! Herr Vetter,“ entgegnete die Müllerin, „wenn ich Euch nicht besser kennte und wüßte, daß nur die Unzufriedenheit mit Eurem Schicksal aus Euch spräche, ich würde meinen Mann bitten, Euch augenblicklich aus seinem Hause zu entfernen.“

„Hat man denn,“ fragte der Jüngling schüchtern wieder, „den Leichnam des Prinzen gefunden, und weiß man gewiß, daß er beim Baden ertrunken ist?“

„Bei meiner Abreise,“ entgegnete Jacob, „war er

noch nicht aufgefunden, unerachtet man den Teich beinahe ausgeschöpft hatte. Man hat aber seinen Rock und seine Mütze und andere Kleidungsstücke am Rande des Teiches gefunden, und daraus will man schließen, daß er sich an dem schönen Frühlingsmorgen durch ein Bad habe erquicken wollen und dabei wahrscheinlich ertrunken sei.

„Dann müßte man doch nothwendig seinen Leichnam gefunden haben," fügte der Müller hinzu. „Wenn ich meinen Mühlteich ablasse, will ich fast eine Stecknadel finden."

„Vielleicht," entgegnete Jacob, „ist er von einem Engel entführt und unter die Götter versetzt worden. Wer weiß das; haben die Fürsten auf Erden so viel anders vor uns voraus, warum sollte ihnen nicht auch eine solche Auszeichnung zu Theil werden können."

„Oder vielleicht," bemerkte sehr ernsthaft die Müllerin, „haben den Prinzen die Zigeuner entführt und seine Kleidungsstücke an den Teichrand hingelegt, um die Leute glauben zu machen, er sei ertrunken und jede Nachforschung zu verhindern; man hat wohl schon eher so etwas gehört und gelesen."

Jacob lachte aus vollem Halse, und auch der Müller schüttelte mißbilligend den Kopf über diese Conjectur seiner Ehehälfte.

„Ich dächte," sprach endlich der Müller zu seiner

Frau und dem Vetter gewandt, „Ihr ließet Euer nutzloses Geschwätz und Eure Possen. Das Unglück ist groß genug, um würdiger besprochen und betrauert zu werden. Wenn Eure Neuigkeit wahr ist, worin ich keinen Zweifel setze, da auch der eherne Mund der Glocken sie verkündet, so ist unser Fürstenstamm ausgestorben und unser Ländchen fällt an den nächsten männlichen Verwandten unseres verstorbenen durchlauchtigsten Landesvater. Welcher Schmerz für mich, sollte mein kleines Besitzthum einst nicht an meinen lieben Gottlieb, meinen einzigen Sohn fallen, sondern in fremde Hände kommen; sollten Andere von den Aepfeln pflücken, deren Stämme ich für meinen Sohn gepflanzt, bei denen ich, so oft ich sie pflegte und begoß, an meinen Nachkommen dachte. O! um wie viel größer muß der Schmerz eines Herrschers sein, der das seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbte Regiment, aber nicht das Regiment allein, sondern sein schönes Ländchen mit den vielen treuen Unterthanen darin, statt in die jungen lebendigen Hände eines Sohnes, in die erkalteten eines Bruders oder Oheims legen soll. O! auch den Ländern wie den Menschen thut es wohl, nachdem die treue Hand erstarrt, welche sie bis dahin gepflegt, wieder einmal von einer jugendlicheren erwärmt und geliebkost zu werden. Wie sollen die jungen Geschlechter der Bürger zu einem

Herrscher Vertrauen fassen, der nicht mit ihnen jung gewesen ist, den sie nur von Ferne, vielleicht gar nicht gekannt haben. Wir Alten waren mit dem alten Fürsten aufgewachsen, und unsere Jungen haben von uns die Ehrfurcht für ihn gelernt. Mit dem jungen Herrscher aber sollten sie aufwachsen, und ihre Kinder ebenso lehren, auf daß Herrscher und Volk immer mehr mit einander verwachsen. Das ist der schönste Segen der natürlichen Thronfolge, und allein von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hat der Himmel unserem Ländchen eine traurige Zukunft bereitet."

Jacob wollte nach dieser begeisterten Rede des Müllers keine sarkastische Bemerkung wagen, die er kaum zu unterdrücken vermochte. Er nickte daher beifällig, weniger aus Ueberzeugung von der richtigen Ansicht seines Vetters, als aus Liebe zu der Flasche und dem übrigen Imbiß, welche nach dieser traurigen Neuigkeit dem Hinterbringer derselben zur alleinigen Verfügung überlassen wurden. Der junge Wandersmann aber glaubte in dem beifälligen Nicken des Unzufriedenen eine, durch die herzlichen Worten des Müllers hervorgebrachte Theilnahme an dem Schicksale der unglücklichen Fürstin zu finden, und da er ohne Zweifel ein guter Sohn war, so konnte er sich den Kummer der Mutter lebhaft vergegenwärtigen. Ihn schien daher am meisten der Schmerz

der Mutter zu berühren, und in diesem Interesse fragte er den Soldaten, ob man von dem Befinden der bedauernswerthen Fürstin keine bestimmteren Nachrichten habe? Die Antwort auf diese Frage erfolgte in sehr allgemeinen, den Jüngling wenig zufrieden stellenden Ausdrücken, der indessen mit näheren Fragen den herzlosen Egoisten nicht behelligen wollte und in ein trauriges Nachdenken verfiel.

„Ihr nehmt die Sache auf Eure Weise," sprach der Müller zu ihm; „Ihr seid noch jung, und in der Fremde, da rührt Euch nur der Schmerz der Mutter, an den allgemeinen denkt Ihr weniger, obwohl der von wichtigeren Folgen ist."

„Ich bin nicht aus Eurem Ländchen," entgegnete der Jüngling; „ich kenne den Vermißten nicht, weiß also nicht, was das Land an ihm verliert. Zudem pflegt man von den Thronfolgern stets die überspanntesten Erwartungen zu hegen, die auch dem Besten einen schweren Stand bereiten. Wer kann so viel tausend Wünsche und Hoffnungen erfüllen, ohne nicht wenigstens eben so viel tausende dabei zu zerknicken. Ein Herrscher ist immer nur Mensch, und ein um so schwächerer Mensch, je höher er steht. Auch in der physischen Welt sind die größten Menschen meist immer von der schwächsten Gesundheit, weil sie mehr in die Höhe als in die Breite wachsen.

So auch mit den Thronfolgern. Man verschmäht es, sie vorher zu wirklichen Menschen und Bürgern auszubilden, ehe sie zum Herrschen gelangen; man hebt sie auf einen Thron, meist noch ehe ihre Füße die Erde zu berühren vermögen. Was ist natürlicher, als daß sie da einen schlechten, unsichern Sitz haben und bei jedem Schritte, den sie selber versuchen, straucheln müssen. Ich meinestheils preise den Ertrunkenen glücklich, daß sein kaltes Grab ihn vor dem noch kälteren der Volksungunst und der Regierungsunfähigkeit bewahrt hat. Nur seine Mutter und die treuen Unterthanen kann ich bedauern, die wie Ihr durch den unerwarteten Tod so schön geträumte Verhältnisse zerstören sehen."

Diese von dem Jüngling mit tiefem Gefühl ausgesprochenen Worte, bei denen er sich von seinem Sitz erhoben hatte, veränderten plötzlich in den Augen der Anwesenden seine ganze Gestalt. Er schien mit einem Male größer und männlicher zu werden, seine Augen strahlten vom Feuer der Begeisterung, und das bisher ruhig und verlegen scheinende Antlitz nahm einen ausdrucksvollen Charakter an. Statt des furchtsamen Neulings, der sich zu Tische gesetzt, war ein junger siegender Held aufgestanden.

„Nun!" sagte ihn aufmerksam anblickend der Soldat, „das nenne ich mir gesprochen, wie es einem bra-

ven Manne ziemt. Ja, ja! Die Fürsten und ihre Minister sollten sich ohne Geld und andere Mittel einmal ein Jahr in der Welt umschauen und sich den Wind um die Nase wehen lassen, ehe sie zu so hohen Ehren gelangten, damit sie wüßten, wie einem ehrlichen Kerl zu Muthe wäre, der sich nichts mehr verdienen kann, weil er seine Haut zu Markt getragen hat für Fürst und Vaterland, wie sie sprechen, wie ich aber denke, für eine bloße Einbildung. Auf Euer Wohlsein, junger Mann!"

Mit dem letzten Worte hatte Jacob auch die Flasche glücklich geleert und den letzten Bissen Brod verzehrt. Er stand auf, nahm Hut und Stock, schüttelte dem Müller und der Müllerin, so wie ihrem Gaste die Hand und entfernte sich auf die Frage wohin? nur mit „in die weite Welt" antwortend. Der Abschied des Soldaten mahnte auch den Jüngling zum Aufbruch.

„Geht noch nicht," sprach die Müllerin; „es ist nicht gut, daß ein so junges Blut, wie Ihr, mit einem alten Saufaus und Händelsucher auf der Straße zusammentreffe. Verziehet lieber noch ein wenig und laßt ihn erst ein Stück Weges fort. Ueberdies ist es noch in der Mittagsstunde und heiß; nach ein paar Stündchen wird es kühler, und Ihr habt ja, wie es scheint, nichts zu versäumen."

„Ich dächte auch," stimmte der Müller ein, „Ihr

nehmt den Vorschlag meines Weibes an. Mir ist ein Stein vom Herzen, da der Vetter weg ist, wir können nun noch in Ruhe ein wenig plaudern. Martha, besorge noch eine frische Flasche!"

Nachdem diese herbeigebracht und die Müllerin sich zu ihren wirthschaftlichen Arbeiten entfernt hatte, fing der Müller von Neuem an: „Ihr äußertet Euch vorhin über unseren Erbprinzen und überhaupt über die Fürstensöhne sehr unvortheilhaft; ist das Euer Ernst?"

„Ich kann es nicht widerrufen," entgegnete der Jüngling, „ich will meine Meinung auch in alle Wege vertheidigen."

„Das laßt den gelehrten Doctoren über," erwiderte der Müller; „wenn Ihr aber von einem schlichten Manne Rath annehmen wollt, so lasset solche neumodische Gedanken fahren; sie ziemen sich nicht für einen Handwerksmann, der durch seiner Hände Arbeit sein Brod erwerben soll, und legen den Grund zur Unzufriedenheit, die das ganze Leben verdirbt. Unsere Eltern haben an solche Gedanken nicht von Ferne gedacht und ein glückliches Leben geführt; sie haben still erworben, ihre Steuern bezahlt, das Erworbene ruhig besessen und sind im Frieden auf ihrem Eigenthume entschlafen. Das ist ein köstliches Ding, mehr wünsche ich auch nicht. Damals regierte ein Kaiser oder ein König oder ein Fürst allein,

jetzt sollen die großen Herren nicht mehr klug genug sein, allein zu regieren; da sind Constitutionen, Volksvertretungen und wie die Dinge alle heißen, die ihnen zu Hilfe kommen sollen. Aber dadurch wird die Verwirrung nur immer größer. „Viele Köpfe, viele Sinne," „Viele Köche verderben den Brei," sind alte Sprüchwörter. Damals hatten die Leute Geld, heute haben sie keins; warum? weil sie nicht fleißig sein, weil sie lieber mit der Zunge als mit den Händen arbeiten wollen. Bei dem Raisonniren, glaubt mir's, kommt nichts heraus."

„Ich dächte," antwortete der Jüngling, „auch wir befolgten Euren Rath. Eure Mühle und deren Umgebung haben mir beim ersten Anblick gefallen; Ihr erlaubt wohl, daß ich sie näher betrachten darf. Ich liebe die ländliche Beschäftigung, die reine blaue Luft, den Rasen des grünen Gartens und die Obstbäume darauf, so wie die Ställe voll genährter Pferde und Rinder, und das muntere Federvieh, das den reinlichen Hof belebt."

„Wenn Euch das Freude macht," entgegnete der Müller, „mit dem größten Vergnügen; ich selber will Euch herumführen."

Kaum waren die letzten Worte gesprochen, als sie Beide auch schon in der Hinterthür des Hauses standen, die auf den geräumigen Hof hinausführte. Wohlhabenheit leuchtete aus allen Winkeln hervor. Der wohlgenährte

Hofhund lag vor seiner Hütte, vom eben genossenen Mittagsmahle in den warmen Sonnenstrahlen ausruhend, und um ihn her trippelten fröhliche Schwärme futtersuchender Tauben; Hühner von muntern Hähnen geleitet pickten die Körner auf, welche unachtsame Mahlgäste verstreuten, und schneeweiße Gänse und Enten in langer Kette verließen eben den Hof, dem nahen Mühlbache zuwackelnd.

„Bei unser Einem," sagte der Müller, „muß Alles weiß sein, das ist unsere Handwerksfarbe; auch würden meine Frauensleute keine andern Gänse und Enten dulden, und graue Federn um aller Welt willen nicht in ihre Betten stopfen. Das ist bei ihnen ein Ehrenpunkt."

„Wollte Gott," entgegnete der Jüngling, „es hätte Jeder einen so lobenswerthen und nützlichen; es scheinen Kleinigkeiten, und sind doch Mittel zu großen Dingen. Viele Kleinigkeiten bilden ein Ganzes. Auch das Weltall besteht nur aus Atomen."

Der Müller betrachtete den Jüngling nach dieser Aeußerung mit einem schalkhaften Seitenblicke und brach dann in die Worte aus: „Was jetzt doch die jungen Leute in den großen Städten Alles lernen! Für einen Handwerksmann ist so etwas zu viel; wo soll das hinaus? Kann er einen Geschäftsbrief schreiben, und die Bibel und die Zeitung lesen, eine Rechnung ohne Fehler aufrech-

nen, und weiß er, daß, wer von Deutschland nach Rußland reisen will, nicht über Spanien braucht, so ist das genug. Da kam vor etlichen Jahren ein Tischler aus der Residenz hierher; der wußte zu sprechen und zu schreiben wie einer. Er konnte berechnen, wie weit Sonne und Mond von der Erde entfernt sind und wie sie sich drehen, aber daß derjenige, welcher mehr ausgibt, als einnimmt, endlich mit Schimpf und Schande davon laufen muß, das konnte er nicht berechnen. Da habe ich meinen Gottlieb besser erziehen lassen. Ein gutes gesundes Christenthum und Fleiß, das ist des Menschen Fundament. Beides haben der Schulrector und ich ihm fleißig eingeprägt. Daneben versteht er jedes Wort zu lesen, einen Brief aus der Fremde zu schreiben und von großen Städten und fernen Ländern artige Beschreibungen zu machen. Von seiner Rechenkunst habe ich zwar noch keine Probe, ich denke aber, er wird meine Mühle für keine Null ansehen und sich fleißig auf's Addiren und Multipliziren legen."

„In Eurer Mühle bekommt er einmal ein schönes Besitzthum," entgegnete der Jüngling, einen Blick auf die gefüllten Ställe werfend.

„Ja! und ein adeliges wie eines," antwortete der Müller. „Schon vor länger als drei Jahrhunderten be-

saßen meine Vorfahren diese Mühle, und führten dem durchlauchtigsten Landesherrn seine Steuern, dem wohlweisen Magistrate seinen Mehlzins und der hochwürdigen Geistlichkeit ihren Decem ab. In den Stadtbüchern steht noch heute zu lesen: „Anno Domini 1520 am Montage nach Allerheiligen hat Caspar Theophil Schrock diese Mühle um 100 schwere Mark von Einem hochedlen Magistrat verreichet erhalten.“ Noch alle Jahre begehe ich diesen Tag als einen Feiertag, und freue mich, daß er in eine Zeit fällt, wo Scheuern und Böden gefüllt sind. Noch immer heißt der älteste Sohn unserer Familie Theophil, jetzt zu deutsch Gottlieb, und daß dieser Namen nicht ausstirbt, ja stets noch Reservemänner vorhanden sind, dafür haben wir immer fleißig gesorgt, und Gott hat unser Bemühen gesegnet. Durch Krieg, Pestilenz und schwere Zeiten hindurch hat sich, unerachtet kein Fürst und kein Gesetz es beschützte, unser Majorat in derselben Linie erhalten, während tausend Andere an Seitenverwandte gefallen oder im Strom der Zeiten gar untergegangen sind, obwohl Könige und Fürsten sie wie die Augen ihres Kopfes beschützten. Und daß unter uns Allen kein schlechter und liederlicher gewesen, daß es uns immer wohl gegangen, von dem ersten Stammvater bis auf mich den letzten Besitzer, das ist mein Stolz. Jetzt werdet Ihr vielleicht meinen Schmerz und

meine Aeußerungen um den vermißten Fürstensohn begreiflich finden. Ich fühlte aus dem eigenen Herzen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren der Müller und sein Gast in den Garten gelangt. Der Eingang zu demselben bildete eine kunstlose Lindenlaube, in deren nächster Umgebung sich ein kleiner Ziergarten mit eben blühenden Rosen und andern ländlichen Blumen befand. Darüber hinaus breiteten sich Beete röthlich gesprenkelten Salats, rankende Bohnen und anderen Bedarfs der Haushaltung. Hinter ihnen, bis zur äußersten Grenze des Gartens, den der Mühlbach umschloß, war Alles ein üppiger Rasenteppich, über welchen Obstbäume verschiedener Arten ihre Zweige als ein Zelt gegen die brennenden Strahlen der Sonne hielten.

„Das ist mein Garten," sagte der Müller, auf die Obstbäume und den Rasen zeigend; „den andern überlasse ich den Frauen, zumal der Tochter, welcher Blumen und Blüthen mehr gelten als Früchte. Indessen weiß ich mich auch der Zeiten noch recht wohl zu erinnern, wo ich den besten Apfelbaum meines Gartens um den Kirchenstrauß meiner Martha gegeben hätte. So ändert sich Alles! Der Jugend das Angenehme, dem Alter das Nützliche. Sehet hier meinen Zwillingsbruder! Diesen Apfelbaum pflanzte mein Vater an meinem Geburtstage. Er ist beinahe der stärkste und größte des

Gartens, trägt alljährlich seine 16—20 Scheffel, und ich denke, daß ich ihm an Unfang nichts nachgebe. Die paar dürren Reiser an der Spitze thun seiner Fruchtbarkeit keinen Eintrag, so wenig als mich die einzelnen grauen Haare auf meinem Scheitel anfechten."

„Ihr seid ein glücklicher und beneidenswerther Mann," entgegnete der Jüngling; „bei Euch muß sich Alles zum Besten gestalten; könnte ich dereinst auch mich solcher Segnungen rühmen."

„Das werdet Ihr können," antwortete der Müller, „wenn Ihr es darnach treibt; ein jeder ist seines Glückes Schmied, wie das alte Sprüchwort sagt. Freilich brechen manche unverschuldete Unglücksfälle über den Menschen herein, allein sie lassen sich alsdann auch ertragen, und wie viele davon sind wirklich unverschuldet? Ich will mich indessen nicht rühmen, sondern dem die Ehre geben, der seine allmächtige Hand über mir und meine Vorfahren so wunderbar gehalten hat, und sie über Kinder und Kindeskinder halten wird."

Bei diesen Worten hob der Müller sein Käpplein andächtig vom Haupte und ein kühlendes Nachmittagslüftchen strich durch seine noch kräftig gekräuselten Haare.

„Es beginnt bereits kühler zu werden," erinnerte der Jüngling, „ich muß meinen Wanderstab weiter setzen, so ungern ich auch von Euch und Eurem Hause scheide."

Nach einem Viertelstündchen stand er, den Ranzen auf dem Rücken und den Stock in der Hand, auf derselben Schwelle, über die er in das gastliche Haus getreten. Der Müller und sein Weib drückten ihm abwechselnd vielfach die Hand, und gaben ihm tausend Grüße an ihren Gottlieb auf, wenn er denselben irgendwo träfe, luden ihn auch, so oft er das Städtchen passire, ein für allemal zur freundlichen Zusprache ein, welches der Jüngling mit Mund und Hand versprechen mußte. Die Tochter reichte ihm beim Scheiden noch einen schönen Blüthenstrauß aus ihrem Garten. Schon war der Müller längst wieder in sein Haus zurückgetreten, als die Müllerin noch immer in der Thüre stand und unter dem aufgehobenen Arm durch die Nachmittagssonnenstrahlen dem scheidenden Jünglinge nachsah, dem sie im Herzen eine glückliche Reise und fröhliche Wiederkehr wünschte. Erst nachdem er gänzlich unsichtbar geworden, folgte sie, in mütterlicher Liebe des abwesenden Sohnes gedenkend, dessen Abschied ihr wieder lebhaft vor die Seele trat, ihrem gestrengen Eheherrn in das gesegnete Haus.

Zweites Capitel.

Während der Jüngling auf der Landstraße hinwanderte, stiegen in seinem Kopfe die mannigfachsten Betrachtungen über das Haus und dessen Bewohner auf, deren gastliche Schwelle er soeben verlassen hatte. Die Hauptergebnisse derselben waren Gefühle der innigsten Befriedigung, der wohlthuendsten Ruhe, wie sie dem reinen Gemüthe nach der Anschauung eines Meisterwerks der bildenden Kunst, oder der Lesung eines echten Dichterwerks zu kommen pflegen. Aber durch diese Ruhe hindurch blickte oftmals eine Wehmuth, der er nicht ganz Herr zu werden vermochte. Und wie konnte das bei seinem weichen Herzen auch anders sein? Er war ja das verlorene Fürstenkind, um das die hohe Mutter weinte, der Sproß des alten Herrscherstammes, dessen Verlust sein gastfreier Wirth mit so schöner natürlicher Trauer beklagte. Der Schmerz dieser Aller konnte ihn zwar rühren,

aber nicht überwältigen, darum setzte er, dem einmal aus vollkommener Ueberzeugung gefaßten Entschlusse treu, seinen Wanderstab auf der immer einförmiger werdenden Straße rüstig weiter.

Indem wir so den Jüngling dieser ungewohnten körperlichen Anstrengung überlassen, thun wir einige Blicke rückwärts in dessen früheres Leben. Aus einem kleinen Fürstenhause entsprossen, frühe vaterlos und von einer zärtlichen Mutter geliebt, die ihn nach ihrer besten Ueberzeugung zum Menschen und künftigen Herrscher erziehen wollte, hatte er die ersten Jahre der Mannbarkeit erreicht, und von tüchtigen Lehrern geleitet, sich in seinem zwanzigsten Jahre schon Kenntnisse gesammelt, wie Wenige sie vielleicht im reifen Mannesalter besitzen. Aber trotz der Liebe seiner Mutter und der Befriedigung aller Genüße, nach denen ein lernbegieriger Kopf und ein kunstliebendes Gemüth in den goldenen Jahren der ersten Anregung dürstet, war ihm doch der Vollgenuß eines Gefühls, des der wahren und eigentlichen Freiheit, aller Sehnsucht darnach unerachtet, stets fern geblieben. Die Lehrer und Diener, welche ihn, seiner Wünsche und Winke gewärtig, umgaben, die Weitläufigkeiten, mit denen unter solchen Umständen die kleinsten Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens verbunden waren, die Abhängigkeit, in welcher er in dieser Beziehung stand, flößten ihm ein

Mißtrauen in seine eigenen Fähigkeiten, ein Gefühl von Beschränktheit ein, das ihm schon die Tage seines Knabenalters verbitterte. Wie oft hatte er damals den Betteljungen beneidet, der, unbekümmert um Andere, die sich auch um ihn nicht kümmerten, seinen Weg durch Dick und Dünn fortsetzte und mit bloßen Füßen durch den Koth der Landstraße watete, den er nur im verschlossenen Wagen durchfliegen durfte. Wie süß mußte dem Jungen sein, wenn auch erbetteltes, doch selbst erworbenes Brod schmecken; wie wohl mußte ihm im Genuß einer Freiheit sein, die Feld und Wald und Dorf und Stadt zur Verfügung seiner Wanderlust stellte? Der Junge dünkte ihm ein Vogel in der Luft, er sich ein gefangener im Käfig. In solchen Gesinnungen hatte er sein Jünglingsalter erreicht. Die Jagdlust, für welche in den reichen Thiergärten des Schlosses aufs herrlichste gesorgt war, konnte ihm für den Trieb nach Freiheit keinen Ersatz gewähren. Nur mit Widerwillen nahm er an den öffentlichen Lustbarkeiten dieser Art Theil. Ging er ja einmal aus eigenem Antrieb in den Wald, so geschah es in Begleitung nur eines Jägers, und auch dieser hatte oft Muße und Aerger genug, wenn der Fürstensohn, anstatt dem edlen Waidwerk zu fröhnen, in tiefes Nachdenken versunken, auf dem Stamme eines gefällten Baumes saß oder sich am Ufer eines stillen Sees lagerte. Hatte er aber ein

Wild erlegt, dann wollte er es auch verzehrt sehen, und es gewährte ihm allemal eine Genugthuung, wenn über Tafel gesagt werden konnte, das treffliche Wildpret sei eine Beute seiner Jagd gewesen. Am liebsten hätte er auch in dem großen Schloßgarten einige Beete und Bäume gehabt, die seiner Pflege anvertraut worden wären und ihm solche durch selbstgewonnene Früchte vergolten hätten. Allein dies hielt man mit seiner Würde und dem hergebrachten Anstande nicht vereinbar. Der Gedanke, daß er weniger frei und selbständig, ja weniger nützlich sein sollte, als der ärmste seiner künftigen Unterthanen, verursachte ihm oft viele trübe Stunden. Die fürstliche Mutter und seine vernünftigen Lehrer verkannten keineswegs die Quelle dieses Kummers, sie achteten sie vielmehr hoch, bemühten sich aber ihm zu beweisen, daß der künftige Herrscher auf andere Weise thätig und nützlich sein müßte, als der Unterthan, und daß eben seine gegenwärtige Thätigkeit in der gewissenhaften Vorbereitung zu seinem künftigen hohen Berufe bestehen müsse. So klar dies auch in glücklichen Augenblicken sein Verstand einsah, so raubten ihm doch minder glückliche wieder diese tröstliche Ueberzeugung, und von einem schwärmerischen Gefühle hin- und hergezogen, dem gerade die geist- und gefühlvollsten Jünglinge unseres Vaterlandes am häufigsten unterliegen, faßte er den Entschluß, sich, es koste was es wolle, aus dieser

peinlichen Lage zu befreien. Ueberzeugte er sich auch, daß er für jetzt nicht nützen könne, so wollte er doch wenigstens mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören, versuchen, was die Welt dem Menschen bietet, und soviel als möglich frei und selbständig werden.

Während er so an einem schönen Frühlingsmorgen, dessen Frische er oft allein in den Schattengängen des Schloßgartens zu genießen pflegte, mit dem Gedanken sich beschäftigte, wie er diesen Vorsatz zur Ausführung bringen könne, sah er einen wandernden Handwerker singend die Straße ziehen, welche den weitläufigen Park durchschnitt. Dieser Anblick durchzuckte ihn plötzlich wie ein electrischer Funken; dem dadurch angeregten Gedanken folgte die Ausführung auf dem Fuße. Nach einem allgemeinen Gespräche erfuhr er, daß der Wandersmann außer seiner Reisekleidung noch eine bessere für den Sonn- und Feiertag in seinem Ränzel bewahre. Diese wollte er angeblich zu einer Verkleidung kaufen, und da er mehr gab, als Jener forderte, war der Handel bald zur beiderseitigen Zufriedenheit geschlossen. Der Handwerker schritt, über den reichlichen Erlös vergnügt, die Straße weiter fort, der junge Fürst aber trug fröhlich, als ob er das Glück seines Lebens trüge, die erhandelte Kleidung in das Ufergebüsch eines nahen Teiches. Anfangs beabsichtigte er noch einmal in's Schloß zurückzukehren, wenigstens im

Herzen von dem Angesichte seiner Mutter Abschied zu nehmen, und noch eine größere Baarschaft zu sich zu stecken; allein der Trieb, sein Unternehmen sofort in Ausführung zu bringen, die günstige Gelegenheit, vor Allem aber die Besorgniß, ein längerer Aufschub und der beabsichtigte Abschied werde ihn weicher stimmen und sein Vorhaben vereiteln, ließ ihm jede Verzögerung als nachtheilig erscheinen. Er warf daher seine Kleidungsstücke von sich, that so rasch als möglich die erhandelten an und legte das Buch, in welchem er eben gelesen, umgekehrt auf die Steinbank neben dem Ufer, so daß es den Anschein gewinnen mußte, als habe er den schönen Morgen zu einem Bade benutzt und sei bei demselben verunglückt. Eine nahestehende junge Eiche gewährte ihm einen geeigneten Wanderstab und ein Andenken an die Heimath. Hastig schritt er auf den dunkelsten Seitengängen des Parks dahin, und betrat erst, wo dieser sich endete, die breitere Landstraße. Bei dem Einbiegen in dieselbe mußte sein Blick unwillkührlich noch einmal auf das väterliche Schloß fallen, dessen neuere, italischen Villen nachgeahmte Formen in blendender Weiße die Strahlen der Morgensonne weit in die dunklen Laubgänge zurückwarfen. Deutlich erkannte er die Fenster des Schlafzimmers seiner Mutter und die seiner eigenen Zimmer. Er stand von diesem Anblick ergriffen einen Augenblick hindurch still; in sei-

nem Herzen begann ein Kampf der verschiedenartigsten Gefühle. Da stieß er plötzlich mit gesammeltem Muthe den Stab heftig in den Boden, that noch einen wehmüthigen Scheideblick auf das geliebte Schloß, und bog dann mit dem festesten Vorsatz in einen Feldweg, der ihm den Anblick des Vaterhauses entzog und ihn auf näherem Pfade einem kleinen Städtchen entgegenführte. Dort vervollständigte er, durch seine Verkleidung unkenntlich gemacht, sein Wandergeräth mit einem Ränzel und anderen Nothwendigkeiten, und beeilte sich sodann, um alle Entdeckung zu vermeiden, auf dem kürzesten Wege die Grenze zu erreichen. Am zweiten Tage dieser Wanderung war es, an dem wir zuerst die nähere Bekanntschaft des außergewöhnlichen Jünglings machten, zu dessen heutigen Schicksalen wir uns wieder zurückwenden.

Bald mahnten die zunehmende Ermüdung und die untergehende Sonne den jungen Wanderer an die Einkehr für die Nacht zu denken. Er hatte bereits seit einer Stunde die Grenzen seines Ländchens verlassen. Wie er den Grenzbach überschritten, schien eine schwere Last seinem Herzen entnommen. Nun erst hielt er sich für ganz frei. Seine Brust athmete höher, seine Schritte wurden langsamer, und mit innigem Wohlgefallen sog er die Genüße in sich, welche die mannigfachen Schönheiten eines Frühlingsabends dem frommen Verehrer der Natur

gewähren. Er war in eine ganz fremde Welt gerathen. Die flache Gegend seiner Heimath war, sich mehr und mehr erhebend, in eine liebliche Kette von Bergen verwandelt, deren blaue duftige Gipfel oftmals das Ziel seiner Sehnsucht gewesen waren. Jetzt schaute er von der ersten Reihe derselben hinüber auf eine zweite noch höhere, deren Häupter im Abendroth flammten und hinab in ein enges Thal, dessen feuchte Baum- und Wiesengründe ein kühler Nebel durchzog, der dem erhitzten Körper des jungen Wanderers bald die nöthige Abkühlung zur Einkehr in die Nachtherberge gewährte. Hiezu hatte er ein an der Straße liegendes Wirthshaus erkohren. Vor demselben standen eine Menge Wagen und zweirädiger Karren mit Frachtgütern beladen, welche auf der einzigen, durch das Gebirge führenden Straße in die nicht weit entfernte Hauptstadt eines bedeutenden Gebietes geschafft werden sollten. Aus dem langen weitgeöffneten Stallgebäude vernahm man deutlich das Geräusch fressender Pferde, und das Klirren ihrer Kopfverzierungen, nur zuweilen durch ein lautes Wiehern oder den Anruf eines der Fuhrleute unterbrochen. Der nahe Brunnen war in rastloser Bewegung: emsige Hausknechte klapperten mit schweren Eimern hin und her; aus den geöffneten Fenstern der Schänke aber tönte ein verworrenes Geschrei, bald wie Zank, bald wie rauher Gesang. Einen

anderen Wanderer würde dieß eher von dem Eintritte zurückgeschreckt haben, nicht so den unsrigen. Ihm war das Alles etwas neues, nie erlebtes, das er sehen und hören mußte. Er trat also in die Wirthsstube ein. Allein auf einen solchen Anblick war er doch nicht gefaßt gewesen. Schon auf dem Hausflur zog ihm eine dicke blaue Wolke des schlechtesten Tabaksrauchs entgegen, der in der Stube selbst sich zu einem förmlichen Nebel verdickte, durch welchen man die Flammen der einzelnen Lichter und die, diese umgebenden Gestalten nur augenblicksweise wahrnehmen konnte. An ungeheueren Tischen saß oder lag vielmehr, den Kopf in eine, oft beide Hände gestützt, ein ganzes Volk blaugehemdeter Fuhrleute, lärmend, rauchend und trinkend, etliche auch Karten spielend. Die dicke Wirthin und einige nicht viel schlankere Schänkmädchen watschelten und rannten zwischen den Tischen nach dem Klange leerer Gläser umher, die rohen handgreiflichen Galanterien der Rossebändiger halb abwehrend, halb belachend. In dem Hintergrunde der großen Stube saß aus dem ihn umgebenden Dunst kaum erkennbar neben dem Wirth, welcher dem Glase fleißig zusprach, eine lange, hagere Figur in abgetragener Uniform. Seine Hände fuhren in schnellen Zwischenräumen bald an die Decke, bald unter den Tisch, bald bewegten sie sich wie die eines Schwimmenden in einem Halbkreis um den eigenen Leib. Dabei

vergaß er jedoch nicht sein Glas auch häufig zum Munde zu führen, der wie zu einer lauten und eindringlichen Rede weit geöffnet war, von der man aber kein Wort vernahm. Indessen konnte man aus dem großen Kreise der Zuhörer schließen, daß der Gegenstand der Abhandlung für sie nicht uninteressant sei. Der Jüngling wäre beinahe wieder zurückgewichen, als er den Inhalt der Wirthsstube näher betrachtete, die heute sein Nachtquartier werden sollte. Die lange Gestalt, welche unter andern Verhältnissen allein genügend gewesen wäre, ihn zurückzuschrecken, ward nun grade derjenige, welcher ihn zum Eintreten bestimmte. Es war Niemand anders, als der Vetter der Müllerin, den er heute Mittag hatte kennen lernen. In einer solchen Umgebung ist dem Neulinge ein, wenn auch noch so schlechter Bekannter, doch immer ein Anhaltepunkt, und mit schüchterner Miene und zögerndem Schritt ging der Jüngling auf den Hintergrund der Stube und den Tisch los, an welchem der lange Unzufriedene seine Reden hielt. Und seine Hoffung hatte ihn nicht betrogen. Sowie Jener das feine Antlitz des Jünglings durch die breiten sonnverbrannten Gesichter seiner Zuhörer hindurchschimmern sah, hob er sogleich als dringende Aufforderung zur Aufmerksamkeit seine rechte Hand noch höher als sonst und ein gebieterisches: „Platz da für ein junges ehrliches Blut!“ erscholl aus seinem noch

weiter geöffneten Munde. „Nun! seid Ihr auch angelangt?“ redete er den Hinzutretenden an, ihm die knochige Rechte entgegenstreckend. „Nehmt Platz, hier ist gut sein! Ich hoffe, Ihr seid auch einer der unsern.“

Noch ehe der Jüngling sich recht besinnen konnte, hatte der Sprechende ihn auf die Bank neben sich gezogen, ihm den Ränzel abgenommen und bei der Wirthin eine Flasche Wein bestellt. Was sollte der Neuling machen? Er mußte bleiben, unerachtet ihm die Aussicht auf eine Nacht in dieser Gesellschaft eben nicht die erfreulichste schien.

„Der hat heute bei meinem klugen Vetter wie ein braver Junge gesprochen,“ sagte der Lange zu dem bisher schweigsamen Wirthe gewandt, während der Jüngling einige Tropfen Wein versuchte und einen Bissen Brod dazu aß. „Aus dem wird noch einmal was Rechtes werden, wenn sein Gesicht erst gebräunt und die Flaumen zu Borsten geworden sind. Aber jetzt ist noch alles zu weich und milchicht; doch selbst der edelste Rebensaft reift, wie ihr wißt, nicht vor der Zeit. Auch der Most ist erst fad' und süßlich, hernach aber der Wein herb' und feurig. Ich sage Euch, der Junge sprach heute wie ein Buch von den Königen und Fürsten und ihren Kindern; der hat eine ordentliche Schule gemacht, er kann uns vielleicht sehr nützlich werden.“

Der Wirth schob bedenklich seine Mütze etwas auf's rechte Ohr, als wenn er an diesen Hoffnungen zweifelte, machte jedoch ein langes Gesicht, als der Jüngling endlich erwiderte: „Was ich bei Eurem Vetter gesagt habe, wird ewig meine Meinung sein, ich kann sie gegen Jeden verfechten und werde alle Zeit darnach handeln; indessen ist hier wohl der Ort nicht, um über dergleichen Dinge zu sprechen.“

Das leuchtete sowohl dem Wirth als auch dem Gaste ein. Die politische Sitzung ward daher für heute aufgehoben und von gleichgiltigen Dingen gesprochen. Die Fuhrleute zogen sich einer nach dem andern in die Ställe zu ihren Pferden zurück, oder nahmen ihr Lager auf einer gemeinschaftlichen Streu in der Stube. Unserem Reisenden schien indessen eine solche Gemeinschaft nicht eben wünschenswerth; er erhielt daher von der, mit der eingetretenen Ruhe wieder zur Besinnung gekommenen Wirthin ein eigenes Stübchen im oberen Theil des Hauses, in welchem er seinem neuen Bekannten, der eine so vortheilhafte Meinung von ihm hegte, ebenfalls ein Plätzchen einräumte, das dieser nicht ausschlug. Hier in dem einsamen Stübchen wurde noch manches Wort als Fortsetzung der früheren Unterhaltung gewechselt, und dabei von dem aufgeregten Jünglinge laut und mit Feuer gesprochen. Er erfuhr, daß der Wirth, durch lästige Abgaben gedrückt, sich in Processe mit seiner Gutsherrschaft

verwickelt, diese verloren, und sich in seiner Nahrung heruntergebracht habe, daß er jetzt, dem Trunke ergeben, ein Feind der bestehenden Ordnung geworden und von einer Umgestaltung der Staatsverfassung sein ganzes Heil erwarte.

Was den Stubengenossen unseres Helden zur Unzufriedenheit mit der Regierung seines Vaterlandes bewog, haben wir bereits erfahren. Unser Jüngling fand in demselben einen sonst guthmüthigen und freundlichen Menschen, den unglückliche Verhältnisse und eine fixe Idee, ihm sei Unrecht geschehen, zu einem politischen Schwärmer umgewandelt hatten. Sein Schicksal lag dem jungen, für seinen zukünftigen Beruf hochbegeisterten Fürsten am meisten am Herzen. Er war ein Kind seines Landes, dem eine Versorgung zu Unrecht verweigert zu werden schien, obwohl er wenigstens ebensoviel Berechtigungen dazu haben mochte, als hundert Andere, die sich im Besitze einer solchen befanden. Mit dem festen Gedanken, dem Gekränkten sobald als möglich zu seinem Rechte zu verhelfen, war der junge Fürst, mit dem, das ihm geschehene Unrecht zu rächen, der alte Unterthan auf dem einfachen Lager entschlafen. Freundliches Mondenlicht füllte das Stübchen. Der Gott des Schlummers streute seine Körner mit gewissenhafter Gerechtigkeit über die Häupter der beiden Schlummernden, aber der Gott

des Traumes war minder gerecht, oder er war es nur noch mehr. Scenen der Zerstörung und Verwüstung gingen an dem inneren Gesichte des Kriegers vorüber, während liebliche Träume den Schlaf des Jünglings erfüllten und ein heiteres Lächeln auf sein Antlitz riefen. Er saß auf dem Throne seiner Väter, umgürtet mit dem Schwerte der Gerechtigkeit und gekrönt mit der Krone der Weisheit. Sein Scepter war ein Zauberstab, der Glück und Segen über Alles ergoß, was er mit demselben berührte. Ein Seraph im weißen Gewande reichte ihm die leuchtende Hand aus den Wolken. Er war der Genius der Liebe, welcher die guten Herrscher nach oben mit dem Himmel und nach unten mit ihren Völkern verbindet und sie so zu Bürgern zweier Welten macht. Ein rosiger Schimmer umfloß die ganze Erscheinung. Plötzlich erwachte der Jüngling und blickte staunend umher. Aber der rosige Schimmer schwand nicht; es waren keine Träume, sondern die Gluthen der Morgenröthe, die durch das unverwahrte Fenster auf den Schlummernden fielen. Der junge Fürst stand auf und legte sich in das geöffnete Fenster. Der herrliche Morgen in Verbindung mit dem Nachhall des schönen Traumes, der noch durch die wachende Seele zog, erfüllte ihn mit der Wonne einer begeisterten, ahnungsvollen Erhebung, wie er sie ewig zu fühlen wünschte. Vor seinen Blicken breitete sich im Lichte des Morgens

Berg an Berg gereiht, in blauer Kette aus. Was sie umschlossen und verbargen, er konnte es weder wissen noch ahnen, aber die Sehnsucht trieb ihn mächtig hinüber. Bald fing es in dem großen Stallgebäude an lebendig zu werden. Die Landschaft vergegenwärtigte ihm sein eigenes Schicksal. Ein einsamer Wanderer zog hie und da über die Straße und die Kärner ordneten an ihren Wagen. Der alte Soldat lag noch tief in den Armen des Schlafes. Der Jüngling wußte nicht, sollte er ohne Abschied sich von ihm trennen, oder sollte er ihn wecken. Er trat näher zu dessen Lager. Das war der Schlaf keines Ungerechten. Still und ruhig lagen die Züge des sonst so beweglichen Antlitzes; die Klarheit und Ruhe, welche der Schlaf über sie ausgoß, war wie die Ruhe eines Abends nach schweren Gewittern. Theilnehmend blickte der Jüngling in das gebräunte Kriegerantlitz. Nur der Lebende und der Wachende vermögen sich zu verstellen, Schlaf und Tod entlarven auch den geübtesten Betrüger, dachte der Jüngling; es ist sicher ein ehrlicher Mann, du willst nicht ohne Abschied von ihm scheiden. Während er so den Schlummernden mit theilnehmenden Blicken betrachtete, erweckten ihn diese.

„Das nenne ich geschlafen," sprach der Alte, die langen Glieder dehnend; „so habe ich lange nicht gefaulenzt; muß ich mich von Euch beschämen lassen — ein

Veteran von einem Rekruten. Aber nun sollt Ihr auch sehen, wie ich meinen Fehler verbessern werde. Eins — zwei — drei — und auf und davon!"

Damit sprang er auf, nahm Ränzel und Stock, und noch ehe sein jüngerer Gefährte desgleichen zu thun vermochte, hatte er bereits die Thür geöffnet und wollte hinaus. Allein ein lautes: „Halt!" schallte ihm entgegen.

Er vermuthete anfangs einen Scherz des Wirths und wollte den ihm vorgehaltenen Speer mit seinem Stocke abwehren, aber es war kein Spaß, es war bitterer Ernst. Statt des Wirthes standen zwei bewaffnete Wächter vor der Thür, die ihm und seinem Begleiter ankündigten, daß sie Gefangene seien, und zwar, wie der Justizamtmann gesagt hätte, nicht gemeine, sondern Staatsgefangene.

„Wenn das ist," entgegnete der Soldat zu seinem jüngeren, inzwischen hinzugetretenen und ganz erschrockenen Reisegefährten, „so können wir uns trösten; mit dem Staate werden wir beide schon fertig werden, darauf haben wir ja studirt."

„Das ist es eben," erwiderte der Gerichtsdiener, „das ist es eben! Der gestrenge Herr Justizamtmann und der Herr Gerichtsschreiber werden es Euch schon eintränken. Unser Herr Amtmann ist ein feiner Mann, der versteht — wie heißt man es doch! — das Incriminiren."

Der Invalide wollte anfänglich Gewalt gebrauchen

und sprach von „Durchschlagen“ und „hundsvöttischem Ergeben“, auf das Zureden seines Begleiters aber stand er von den bereits halb ergriffenen Maßregeln ab und fügte sich geduldig in sein Schicksal.

„Gleich zu gleich,“ sagte der Gerichtsdiener als Commandant der Expedition zu seinem jüngeren Kameraden; „nehmt Euch den Jungen, ich werde mir den Alten wählen. Und nun, vorwärts! Der gestrenge Herr Amtmann wird schon lange auf uns warten und hat gewiß kein Auge zugethan.“ Mit diesen Worten ging es die Treppe in solcher Eile hinunter, daß der Jüngling kaum Zeit gewann seine Zeche zu berichtigen. Auf dem Wege durch das nicht unbedeutende Dorf fand er Gelegenheit, seinen Begleiter um die Ursache ihrer Verhaftung zu befragen. Er vermochte von demselben indessen nur soviel als Auskunft zu erhalten, daß der Amtmann sich gestern Abends selbst in die Schänke verfügt, um bei der Anwesenheit so vieler Gäste zum Rechten zu sehen, dabei unbemerkt Zeuge der Reden des Invaliden und der Bewillkommnung seines jungen Bekannten gewesen, und es für seine Pflicht gehalten habe, ihrem staatenverrätherischen Treiben ein Ziel und sich bei seinen Vorgesetzten in ein glänzendes Licht zu setzen. „Durch etwas Anderes,“ fügte er leiser hinzu, „würde Letzteres doch nie geschehen können.“

„Was habe ich aber verbrochen?“ fragte der Jüngling, „der ich jenen Alten kaum kenne und ihn gestern zum erstenmale gesehen habe?“

„Mitgefangen, mitgehangen!“ entgegnete der Gerichtsdiener. „Kennt ihr nicht die Fabel von dem Storch und dem Kraniche? — Da ist schon das Haus unseres gestrengen Herrn Amtmanns.“

Die beiden Gefangenen sahen auf und gewahrten ein freundliches, mit Wein umranktes kleines Haus, vor dem ein grüner Staketenzaun ein niedliches Gärtchen umschloß, dessen Rosen grade in voller Blüthe standen. An den Fensterladen hingen mehrere Vogelgebauer, aus denen eine Wachtel ihren lockenden Ruf und eine Lerche ihr Morgenlied in das stille Dorf erschallen ließen. Durch das geöffnete Fenster vernahm man aus dem Innern des Zimmers her den Schlag der Nachtigall. Alles deutete auf einen gemüthlichen Bewohner. Des Jünglings Herz fühlte sich bei dieser Betrachtung ziemlich erleichtert. Der Gerichtsdiener zog die Klingel und augenblicklich fuhr ein langes, spitziges Gesicht mit großer Nachtmütze aus dem hastig geöffneten Fenster, aus welchem die Frage erscholl: „Nun Kerls! seid Ihr da? und sind Euch auch die beiden Vögel nicht entwischt?“

Mit einem tiefen Kratzfuße (er hatte schon, ehe er

klingelte, die Mütze abgezogen) antwortete Klaus: „Zu dienen Ew. Gestrengen.“

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür und die beiden Gefangenen traten mit ihren Begleitern in einen sonderbar verzierten Hausflur, der rund wie der Thurm einer Citadelle war. An den Wänden herum hingen theils alte dunkle Oelgemälde in niederländischer Manier, theils standen auf Postamenten Gyps- und Marmorbüsten, sowie ausgestopfte Vögel und kleinere Vierfüßler, zwischen denen sich Rankgewächse aus großen Töpfen hindurchschlangen. In der Mitte des Gemachs befand sich ein runder Tisch mit einem ungeheuren, nach Art eines gothischen Thurms verzierten Schreibzeuge, und vor demselben ein großer, mit grünem Damast überzogener Lehnstuhl. In diesen setzte sich der Sohn der Themis wie auf einen Thron, mit übereinandergeschlagenen Beinen, nach Vorschrift der Carolina, ohne jedoch seine Morgenbekleidung, einen grünen abgeschabten Schlafrock und seine weiße, himmelanstrebende Kopfbedeckung zu wechseln. Mit grimmigem Blick, wie ein griesgrämiger Leu, hieß er die beiden Gefangenen vor sich treten, während jeder ihrer Begleiter sich mit aufgerichtetem Speer an eine der beiden Thüren stellen mußte. Sodann begann er nach einigem Räuspern mit feierlichem Pathos: „Die Ursache oder vielmehr der Grund Eurer Gefangennehmung oder

besser Verhaftung wir Euch bekannt sein." Da die beiden Angeredeten indessen nach einer langen Pause dieser Voraussetzung nicht entsprachen, vielmehr in tiefem Schweigen verharrten, fuhr er mit keuchender Stimme weiter fort: „Oder sollte dies nicht sein, so werde ich es Euch eröffnen. Ihr seid in einem sehr verdächtigen Hause bei noch verdächtigeren Reden und noch weit verdächtigeren Handlungen betroffen worden und des Hochverraths angeklagt."

„Angeklagt, aber hoffentlich noch nicht überführt," antwortete der Invalide.

„Angeklagt und überführt," entgegnete der Richter. „Keine Widerrede! Sind meine eigenen Augen und Ohren etwa keine giltigen Zeugen und resp. Zeuginnen. Kann ich es nicht auf meinen Amtseid versichern, daß Ihr davon sprachet, daß das Unterste zu oben oder vielmehr das Oberste zu unten gekehrt werden müsse; habt Ihr nicht den jungen Mann hier dem Schänker als einen dazu tüchtigen Menschen gepriesen und darauf mit ihm das Abendmahl genommen; habt Ihr das Brod und den Wein nicht selbst ausgetheilt, alter Graubart?" Der Invalide lächelte und sein junger Begleiter konnte sich ebenfalls eines Lächelns nicht erwähren. „Ihr hättet eigentlich schon gestern Abend gefangen genommen oder vielmehr festgemacht werden sollen, allein unser Ortsgefängniß befindet sich dermalen nicht in dem vorschrifts-

mäßigen Zustande, und da auch unser Gerichtsschreiber nicht zu Hause war, ohne den wir nie etwas zu beginnen pflegen, so resolvirten wir: Euch noch unter sicherer Bewachung die Nacht in der Herberge zubringen zu lassen. Ich hoffe, Ihr werdet unsere Menschenfreundlichkeit anerkennen und durch ein offenes Geständniß belohnen. Denn es ist uns sehr fatal, Strenge oder Gewalt gebrauchen zu müssen, maßen wir kein Freund von dergleichen sind."

Der Jüngling nahm nun das Wort, betheuerte seine und, soviel er wisse, auch seines Begleiters Unschuld, und zwar mit einer so offenen Miene und so sanfter Rede, daß der Gerichtsdiener unverkennbar seinen Beifall gab und, ob aus Rührung oder Laune, eine Priese der andern folgen ließ. Da dieser gerade dem Richter gegenüber stand, so entging ihm das theilnehmende Mienenspiel des Alten nicht. Er fuhr ihn herrisch an: „Ich hätte Euch auch für gescheiter gehalten, Klaus; aber man sieht, das Euch jede juristische Bildung fehlt, wenn Ihr auch einige Praxis habt. — Ja, ja! nichts als schuldlose Worte, Betheuerungen und Thränen! Den Werth solcher Schauspielerkünste kennen wir schon! Wollte man sich davon rühren und bestechen lassen, da gäbe es nie einen Gehängten oder Geköpften. Aber wie der junge Bursche so zierlich und

überzeugend die Zunge führen kann, man sollte ihm glauben, wenn man es nicht besser wüßte! Wer war es denn, der gestern Abends die Lobeserhebungen des langen Hochverräthers sogar nicht bestritt, der mit ihm einer Meinung war, aber Heimlichkeit anrieth? Waret Ihr das nicht, junges Bürschchen? Ihr seid noch zehnmal ärger als er, noch weit verschmitzter. Die Heimlichkeit muß doppelt bestraft werden, denn sie verhindert die Leichtigkeit der Entdeckungen. Ein Dieb ist lange nicht so strafbar als ein Hehler, darum wird Letzterer bei uns stets härter bestraft, als der Erstere."

Bei diesen Beschuldigungen verließ unseren jungen Freund der bisher bewahrte Gleichmuth; sein Antlitz röthete eine hohe Glut, und bald hätte er sich so vergessen, daß er sich entdeckt und seinen wahren Stand offenbart hätte. Indessen wußte er sich noch zu rechter Zeit zu mäßigen, vermochte jedoch eine ernsthafte Erwiderung nicht zurückzuhalten, welche ihrerseits wieder den Inquisitor in immer größeren Eifer gerathen und das Schlimmste fürchten ließ.

„Und damit Ihr seht, daß Ihr lange nicht so schuldlos seid, als Ihr glaubt, weiset Euch über Eure Persönlichkeit aus — zeiget Euren Paß vor!" rief endlich höhnisch der Richter." Die Beiden sahen sich betroffen an, denn einen Paß hatten sie allerdings nicht.

„Also," fuhr der Richter fort, „Gesindel, loses Gesindel, verlaufenes Volk!"

„Haben wir auch keinen Paß, wie ihn die Polizei ertheilt, so haben wir doch ein ehrliches Gesicht und ein gutes Gewissen — einen Paß, der giltiger ist als alle Pässe der Polizei," entgegnete der Jüngling mit Würde.

„Seht einmal diese Anmaßung. Also das Gesicht wäre ein Paß? Ein sauberer Paß das! Wozu wären denn die Pässe, wenn die Gesichter Pässe wären; da hätte jeder seinen Paß und es könnte Niemand angehalten werden."

„Weil es Dummköpfe gibt, die die Schrift darauf nicht zu lesen verstehen," entgegnete ärgerlich der Invalide.

„Keine Anzüglichkeiten!" schrie der Richter mit angestrengter, allein keineswegs von Aengstlichkeit freier Stimme. „Klaus, ruft mir den Gerichtsschreiber, er wird wohl jetzt ausgeschlafen haben! Der Sache muß ein Ende gemacht werden! Und Ihr Kurt bewacht die Gefangenen, und Ihr Gefangenen verhaltet Euch ruhig, denn die Flucht wird wie das Verbrechen selber bestraft, dessen Ihr angeschuldigt seid."

Mit diesen Worten ging der gestrenge Richter in ein Nebenzimmer und überließ die beiden Angeredeten ihren Betrachtungen, die indessen keineswegs antiqua-

rischer oder naturhistorischer Art waren, unerachtet die Umgebungen sie allerdings dazu hätten auffordern können.

Nachdem die Tritte des abgehenden Klaus und des ihm nachfolgenden Richters verhallt waren und eine lautlose Stille eingetreten, näherte sich Kurt den Gefangenen und sprach mit kaum hörbarer Stimme: „Der Alte ist der größte Hasenfuß, der je auf einem Richterstuhle gesessen; hörtet Ihr nicht, wie seine Stimme zitterte, als Ihr von Dummköpfen sprachet? Er ist der Knecht seiner alten Haushälterin, und Niemand fürchtet ihn, als der läppische Klaus, weil der noch einfältiger und hasenherziger ist als er. Der Richter geht Euch des Abends nie allein über die Dorfstraße, immer muß ihn sein Gerichtsdiener mit dem Speer begleiten und ihm den Rücken decken. Er sagt zwar, die Richter im alten Rom wären auch stets von bewaffneten Dienern begleitet gewesen, und es geschähe bei ihm blos aus Nachahmung dieser alten Sitte, allein Jeder bei uns weiß es besser. Hält er Gerichtstag, so steht er immer hinter dem Tische, mit dem Rücken an der Thür, und pocht Einer nur grob auf, husch ist er hinaus, um mit Verstärkung wiederzukommen. Seid Ihr nur auch grob, so werdet Ihr am besten fahren, oder sucht ihn irgend wie in Verlegenheit zu setzen, alsdann weiß er nicht, was er angeben soll.“

In der Nebenstube hörte man das Räuspern des

Richters. Der freundliche Bursche ließ daher von seinen Mittheilungen ab, und nur die Beiden, zu deren Belehrung sie hatten dienen sollen, unterhielten sich noch heimlich. Endlich langte Klaus mit dem Gerichtsschreiber an, in dessen verschlafenen Augen noch deutlich zu lesen war, daß er gestern Abend, wie sein Vorgesetzter zu sagen beliebte, nicht verreiset, sondern in einer lustigen Gesellschaft gewesen war, oder was noch wahrscheinlicher zu sein schien, daß er jeden Abend die Anstrengung und Sorge des Tages im eigenen oder fremden Wein zu ertränken gewöhnt war. Ohne die beiden Opfer, welche die schuldlose Ursache seines gestörten Morgenschlafs waren, auch nur eines Blickes zu würdigen, warf er sich auf den nächsten Stuhl, senkte den Kopf auf die Brust und schien den versäumten Schaf wieder nachholen zu wollen. Erst das Eintreten seines Vorgesetzten konnte ihn zu einem Aufblicke, später zum Aufstehen und dann zu einer Verbeugung bewegen, die nur eben hinreichte, sie als eine solche erkennen zu lassen. Der Richter, welcher nunmehr seine Amtstracht angelegt und mit ihr eine noch ernstere und strengere Miene angenommen hatte, in der die Ueberzeugung von seiner Unwiderstehlichkeit sich unzweifelhaft aussprach, setzte jetzt den Gerichtsschreiber von dem wichtigen Vorfall näher in Kenntniß, der dessen Gegenwart erfordert hatte. „Es ist ein höchst wichtiger

Fall, casus subtilis, wie wir Juristen sagen, ein Hochverrath, crimen laesae majestatis. Das Wohl des Staates steht auf dem Spiele, und unser Glück ist gemacht, wenn wir uns hierbei umsichtig benehmen. Die beiden Inculpaten verneinen Alles, wie die neueste Philosophie. Wir müssen sie überführen, oder vielmehr, sie sind bereits überführt, confessi et convicti. Wir brauchen es nur ad protocollum zu nehmen."

Der Schreiber begleitete diese feierliche Anrede mit einem unterdrückten Dehnen seiner Glieder, besonders des Mundes, und schlich mehr, als er ging, zu dem Schreibtisch, brach einen Bogen Papier, tauchte die Feder ein und harrte dann mit der größten Theilnahmslosigkeit und fest geschlossenen Augen, die Feder immer schreibfertig haltend, wie eine Maschine, der Dinge, die da kommen sollten. Nach langem Besinnen, den Finger an die Nase gelegt, dictirte der Richter endlich: „Actum."

„Actum," sprach ihm der Schreiber langsam und mechanisch nach.

„Das heutige Datum," dictirte der Richter weiter.

„Heutige Datum," wiederholte der Schreiber.

„Nicht doch!" entgegnete der Richter; „Ihr sollt das heutige Datum selbst hinzufügen. Habt Ihr denn noch keine Verhandlung angefangen?"

„Angefangen schon viele, aber beendet nicht alle,“ murmelte der Schreiber in sein, wie ein Mehlspeisenring ausgelegtes Halstuch, und sah den Richter zweifelhaft an, als wisse er nicht, ob es noch gestern oder schon heute sei.

„Wir schreiben den 14. Juni,“ sagte ärgerlich der Richter.

„Den 14. Juni,“ wiederholte gleichgiltig der Schreiber.

„In der Untersuchungssache wider,“ fuhr der Richter weiter fort.

„Wider,“ repetirte der Schreiber.

„Aber der Tausend, da hätten wir bald das Wichtigste vergessen. „Wie heißen den die Kerle? A potiori fit denominatio! wie heißt er denn, Langer?“

Nachdem in einer Weile keine Antwort erfolgte, fuhr der Richter heftiger fort: „Wie er heißt, seinen Namen?“

Als der Aufgeforderte noch immer stumm blieb, wendete er sich mit denselben Fragen an den jüngeren. Aber auch diesem war keine Antwort zu entlocken.

„Seid Ihr denn plötzlich stumm geworden?“ rief der Richter wüthend, „ich werde Euch die Zungen lösen lassen! — Klaus, rücket vor!“

Der Gerufene machte eine Bewegung auf die beiden Gefangenen zu, welche sich aber dadurch nicht einschüchtern ließen. Alle und jede Drohung, die Angeschuldigten zum Reden zu bewegen, war vergeblich, und zu Thätlichkeiten wollte und durfte der Richter nicht, der jüngsten Nasen eingedenk, seine Zuflucht nehmen. Endlich legte er sich, immer ängstlicher werdend, auf's Bitten und Versprechen. Aber auch dies machte keinen Eindruck.

Durch das Toben und Poltern des Richters war der Schreiber allmälig munter geworden; seine Augen blickten auf die beiden unglücklichen Opfer dorfrichterlicher Gerechtigkeit und er lächelte, aber, wie man deutlich bemerken konnte, etwas hämisch.

„Ist Euch je so ein Fall vorgekommen, lieber College?“ fragte ihn der Richter, der ihn nur dann mit diesem vertraulichen Prädicate beehrte, wenn er sich keinen Rath wußte und dessen von ihm begehrte. „Beim heiligen Ulpian! für diesen Fall schreibt unsere Gesetzgebung gar nichts vor; so etwas mußte sich auch noch nie zugetragen haben! Alle unerhörten Fälle ereignen sich stets in meinem Gerichts-Sprengel zuerst. Es ist eine traurige Schickung Gottes! Erinnert Ihr Euch nicht des jüngsten Falls, College, wo der famose Junge meine besten Centifolien abgeschnitten und damit ein nicht näher zu bezeichnendes Gemach meines Hofes bekränzt hatte? Dieses merkwür-

digen Falls, der weder unter den Begriff des Diebstahls, noch sonst worunter sich aufnehmen ließ."

„Ich erinnere mich noch recht wohl des Jungen," erwiderte der Gerichtsschreiber, „den wir nachher laufen lassen und das Protokoll zerreißen mußten. Sein Vater wollte uns noch verklagen, daß Sie die Ihnen dadurch erwiesene Ehre so schnöde lohnten; ich erinnere mich des Falles sehr wohl und fürchte, dies möchte ein ähnlicher, noch schlimmerer werden."

„Meint Ihr, lieber College! Ich schlüge unmaßgeblich vor, wir begäben uns auf einige Augenblicke in unser Berathungszimmer."

Die beiden Gesetzesmänner entfernten sich durch eine Seitenthür und erschienen binnen Kurzem wieder, der Richter ungleich heiterer, als er das Inquisitionsgemach verlassen hatte. Nach einiger Sammlung begann er also: „In Betracht, daß unser verehrter College — wobei er auf den Schreiber zeigte, den dies aber im Geringsten nicht alterirte — den älteren Inculpaten als einen unschädlichen, nur dem Trunke etwas ergebenen Menschen kennen will, der jüngere aber wahrscheinlich nur einen kindischen Spaß getrieben, von dem durchaus nichts zu befürchten, endlich daß der von uns beobachtete Genuß des Abendmahls wahrscheinlich auf einer Gesichtstäuschung beruhet und weit eher als die Befriedigung eines

natürlichen Bedürfnisses, denn als eine besonders heilige und feierliche Handlung zu erachten gewesen, resolviren wir: daß beide Inculpaten, der ältere und der jüngere, mit aller Strafe und allen Kosten zu verschonen, wieder auf freien Fuß zu setzen, jedoch den hiesigen Ort unverzüglich zu verlassen, gehalten. Von Rechts Wegen."

Der alte Gerichtsdiener lachte fast laut auf, denn er hatte längst gewußt, daß es so kommen würde, warf aber dabei den Inculpaten, namentlich dem Invaliden einen Blick zu, mittelst dessen er ihm zu verstehen gab, diesen günstigen Ausspruch nicht sogleich zu benützen, sondern noch zu bleiben. Dieser Wink wurde befolgt, und wie vormals alle Ermahnungen und Drohungen, die Angeschuldigten zum Reden zu bewegen, fruchtlos gewesen waren, so waren sie es jetzt in eben dem Maße, dieselben zum Abzuge zu bestimmen. Endlich nahm der Richter zu einem, vielleicht schon oft versuchten Mittel seine Zuflucht. Er griff in die Westentasche und ließ einige Münze in die geräumige Hand des älteren Inculpaten fallen, die für eine so kleine Dosis dieses Metalls durchaus nicht empfindlich, sich erst nach mehrmaligen Wiederholungen derselben Handlung zum Schließen bewegen ließ. Der Gerichtsdiener nickte beifällig und erhielt den Befehl, für die sofortige Vollziehung des Urtheils zu sorgen. Er folgte daher den mit einer

stummen Verbeugung sich verabschiedenden Beiden, legte jedoch, draußen angekommen, sofort auf den Inhalt der gefüllten Hand Beschlag, von dem er einen Theil als die Frucht seines guten Rathes in Anspruch nahm und vorschlug, den Ueberrest gemeinschaftlich zu vertrinken. Der Jüngling, welcher mit diesem Vorschlage nicht einverstanden war, verzichtete gern auf seinen Antheil, hielt es vielmehr gerathener, sich von seinem älteren Reisegefährten zu trennen und dem jüngeren Begleiter zu folgen, der ihn einlud in seinem Hause das Frühstück mit ihm zu theilen.

Während so die beiden Paare einen verschiedenen Weg einschlugen, sahen sie den Gerichtsschreiber das Gerichtshaus verlassen, wahrscheinlich um daheim den gestörten Morgenschlummer fortzusetzen. Die Haushälterin des Richters aber sahen sie die Laden schließen, um dem nun getrösteten und beruhigten Themisjünger den Schlummer zu verschaffen, welchen die Erwartung des verhängnißvollen Criminal-Processes ihm bisher geraubt hatte.

Drittes Capitel.

Das einfache, aber genügende Frühstück bei dem jungen Bauer hatte die Körperkräfte des Jünglings wieder gestärkt. Er fing an mit seinem liebreichen Wirthe den Vorfall, welcher sie zusammengeführt hatte, zu besprechen und zu belachen, zu welchem Letzteren allerdings Ursache genug vorhanden war. Heimlich war er auch froh, daß er dadurch von seinem Begleiter war getrennt worden, der ihn vielleicht in noch andere und größere Unannehmlichkeiten hätte verwickeln können, und so war ihm durch den zweifach glücklichen Ausgang dieses Abenteuers ein großer Stein vom Herzen genommen. Daneben war dasselbe für seine Erfahrung nicht ohne Nutzen. Er erfuhr, was aus an sich unschuldigen Aeußerungen und Handlungen nicht alles gefolgert werden könne, wenn man anders den Vorsatz oder nur die vorgefaßte Meinung habe, Verbrechen finden zu wollen.

Als die Sonne bereits ziemlich in ihrem Laufe vorgeschritten war, sah unser Wanderer sich erst wieder auf der Straße. Graue Wolken thürmten sich im Mittage auf und kündigten mit ihren weißen Spitzen ein Gewitter. Krähen, welche sich matten Fluges von Baum zu Baum schleppten und heiser krächzten, sowie der Wind, welcher öfters den Staub zu kleinen Wirbeln empordrehte, bestätigte diese Befürchtung.

„Was hindert dich, von der Heerstraße abzuweichen," dachte der Jüngling bei sich, „und in dem seitwärts liegenden Dorfe Schutz zu suchen."

Da er sich bis jetzt noch kein eigentliches Ziel seiner Wanderung vorgesteckt hatte, so bog er bei dem nächsten Wegweiser in einen Feldweg ein. Die Gegend war reizend und fruchtbar, und mehr begehrte er nicht. Indessen hatten die Wolken sich zusammengezogen und am Rande des Horizontes gewahrte man bereits ein ausgebildetes Gewitter. Unser Wanderer beflügelte seine Schritte und sah, als er um den nächsten Berg gebogen, ein freundliches Dorf, im Gebüsch und wogenden Kornfeldern versteckt, vor sich da liegen. Das nahende Ungewitter trieb ihn zur Eile, und wirklich hatte er noch nicht die ersten Häuser erreicht, als schon einige Tropfen zu fallen begannen. Während er indessen damit beschäftigt war, eine Herberge zu suchen, ergoß sich der Regen,

vom Gewitterwinde bald hier bald dorthin getrieben, fast in Strömen, so daß der dessen ungewohnte Jüngling augenblicklich nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Da ließ sich aus einer geöffneten Hausthür eine freundliche Stimme vernehmen, die ihn zum Eintreten einlud. Soviel er in diesem Kampfe der Elemente wahrnehmen konnte, beschatteten zwei hohe Linden das gastliche Haus, deren Wipfel vom Sturme auf das bemooste Dach gebogen, dasselbe mit ihren Zweigen von manchem unwillkommenen Zeichen der Jahre befreiten.

„Tretet nur ohne Scheu herein," fuhr die freundliche Alte weiter fort, indem sie selber zurücktrat. „Ihr werdet hier Schutz vor dem Ungewitter finden; die Herberge ist noch weit, am andern Ende des Dorfes."

Nachdem der Jüngling sich den Regen, soviel es gehen wollte, abgeschüttelt hatte, entschuldigte er die durch sein Eintreten verursachte Störung in so einfachen und dabei doch wohlgewählten Worten, daß die Alte fast in Zweifel gerieth, wie sie dieselben erwidern sollte. Sie begnügte sich daher zu lächeln. Aber dieses Lächeln, bei dem die gutmüthigen schwarzen Augen leuchteten und den eingefallenen Mund ein nicht zu beschreibender Zug von Seelengüte umspielte, sprach mehr, als es Worte gekonnt hätten.

„Wir haben einen unverhofften Mittagsgast be-

kommen," sagte die liebreiche Matrone zu einem, eben durch die Mittelthür hereintretenden Greise, der augenscheinlich ihr Gatte war. Schon der gleiche Ausdruck der Gesichter, die gleiche Haltung der Gestalten ließen den Jüngling in den beiden Alten ein Ehepaar erkennen, das dieselben Freuden und Leiden, dieselben Wünsche und Hoffnungen und dieselbe lange süße Gewohnheit des Zusammenlebens so ähnlich gemacht hatten.

„Seien Sie uns herzlich willkommen!" redete der ehrwürdige Alte den sich vor ihm Verneigenden an und streckte ihm die biedere Rechte entgegen; „es ist für die frühe Tages- und Jahreszeit ein tüchtiges Wetter, das wird die Saaten erfrischen."

„Die Fenster waren doch drüben zu?" fragte herzlich die Hausmutter den Alten. „Wir auf dem Lande müssen schon vorsichtig sein, denn der Glaser kommt selten und nicht ohne vielen Aufwand zu uns heraus."

„Es ist Alles in Ordnung, liebe Alte; ich habe auch die Blumennäpfe hereingenommen, daß der Sturm sie nicht umwerfe," antwortete der Greis.

Man nöthigte nun den Eingetretenen Platz zu nehmen, während der Alte selbst sich in einen Lehnstuhl niederließ, die Matrone aber hinausging. In dem Laufe des, anfangs über gleichgiltige Gegenstände geführten Gesprächs bemerkte der Jüngling, daß der Tisch in der

Mitte des Flurs bereits für drei Personen gedeckt war und der Alte öfters durch die Hausthür hinausblickte, augenscheinlich um zu erforschen, ob der Regen bald nachlassen würde. Letzteres geschah in kurzer Zeit, und der Jüngling schloß nun aus der Nähe des Kirchhofs und der Kirche, die man jetzt deutlich erblickte, daß er sich, wie er bereits geahnt hatte, in dem Hause des Pfarrers befände. Mit einem noch einmal so andächtigen Blicke sah er nun den Alten an. Er verglich ihn mit den Geistlichen am Hofe seiner Mutter und in der Hauptstadt, die mit zierlichen Worten vor einer mehr geputzten als andächtigen Versammlung ihre Predigt wie eine schön stylisirte, mit poetischen Blumen reich geschmückte Abhandlung vortrugen, in Gesellschaften an Geschmeidigkeit und Devotion den Aalen glichen, und bei Tafel Wein und Leckerbissen mit lüsternen Augen betrachteten und mit Kennerzungen prüften. Wie ehrwürdig schien ihm dagegen dieser Alte im Silberhaare, wie zu ihm passend seine einfache Umgebung. So hatte er sich immer das Ideal eines Geistlichen gedacht, so hatte er immer Grünau's ehrwürdigen Pfarrer im Geiste sitzen sehen, wenn er an dem Ufer des ruhigen Sees oder am Waldessaume die Bilder jener schönen Idylle sich weiter ausmalte. Jetzt sah er den Alten seinen Stuhl verlassen und in die Thür treten. Er hob die Augen gen Himmel, der

theilweise schon wieder mit dunklem Blau aus den Wolken hervorschimmerte. Ueber das Dorf hin wölbte sich ein Regenbogen. Die Gedanken des Greises waren ein Gebet, auch ohne daß die Lippen sich bewegten, ein Dankgebet für den gespendeten Segen und die gnädig abgewendete Gefahr. Mit tiefer Empfindung sprach er die Schlußstrophen der unsterblichen Frühlingsfeier:

„Nun ist, wie dürstete sie, die Erd' erquickt;
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!
Siehe! nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem sanften Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!"

„Klopstock!" rief der Jüngling unwillkürlich, so daß der Geistliche durch den theuren Namen bewogen, sich zu dem Sprechenden wandte. Dieser Ausruf veranlaßte ein Gespräch über den würdigen Sänger des Messias und über die Dichtkunst überhaupt. Der Alte freute sich in den Urtheilen des jungen Fremden so viel Männliches und Gediegenes zu finden; es that ihm offenbar wohl, auf eine Seele zu treffen, die, obgleich an Jahren so verschieden, dennoch mit ihm übereinstimmte.

„Ich glaubte," begann er ruhig, „den Namen meines Sängers schon längst vergessen in der großen Welt, des Sängers, der so recht eigentlich ein Dichter für die Geistlichen ist; aber ich sehe, es rettet sich immer

noch ein Samenkorn aus der alten Ernte hinüber in die Saat neuerer Geschlechter, damit das Hohe und Heilige nicht untergehe. Das ist das stille Wirken der Gottheit."

Er hatte kaum diese Worte zu dem Jüngling gesprochen, als mit einem Male von draußen der Ruf: „Väterchen!" das Ohr des entzückten Alten traf.

„Julie!" erwiderte er mit einer Stimme, in deren Zärtlichkeit sein Herz zu ruhen schien; „was hast Du mich geängstigt!"

„Und wie so denn?" antwortete die lieblichste Mädchenstimme; „war ich für Dich nicht drüben im Schloß bei Amalien? Ja, wenn Du erst gewußt, wo ich wirklich gewesen, wie würdest Du Dich dann geängstigt haben und die Mutter dazu! Sieh hier" — und dabei reichte sie dem Alten ihr mit Blättern verhülltes Arbeitskörbchen voller duftender Walderdbeeren hin — „ich bin auf der Jagd gewesen mit Amalien drüben im Birkenwäldchen; aber nicht wie der häßliche Jäger nach niedlichen Rehen oder Häschen, sondern nach Deinem Lieblingswildpret. Es sind die ersten dieses Jahres, und wir haben sie Dir gesucht. Die Comtesse wäre mit herübergekommen, um Deine Freude zu sehen, aber wir sind naß geworden, und da wollte der Herr Graf sie nicht mit hinüber lassen."

„O ihr Unbesonnenen! Und wo waret ihr denn während des Regens?“ antwortete und fragte hintereinander der Alte.

„Auf freiem Felde dicht bei dem großen wilden Birnbaum, unter den wir aber nicht treten durften, denn wir wußten ja von Dir, liebes Väterchen, daß die Gipfel der Bäume den Blitz nach sich ziehen.“

„Wie Dein theures Haupt meine Liebe,“ antwortete der Greis, sie auf die Scheitel küßend.

Als die so Begrüßte des jungen Mannes in der Ecke des Hausflurs ansichtig wurde, warf sie einen fragenden Blick auf den Alten, als wollte sie von ihm den Namen und die näheren Umstände, unter welchen der Fremde ihr Haus betreten, ermitteln, ohne eine laute, unschickliche Frage zu thun.

„Du weißt, mein Töchterlein, denn ich habe Dir es oftmals erzählt, daß es eine schöne Sitte der alten Gastfreundschaft war, den Gast nicht eher als nach genossenem Mahle um seinen Namen und seine übrigen Verhältnisse zu befragen. Wir, denke ich, wollen es auch so halten und wenigstens, was an uns ist, die Gemüthlichkeit dieses Brauchs nicht untergehen lassen.“

Das Mahl, dessen Nachtisch die frisch gepflückten Erdbeeren ausmachten, war bald beendet. Das liebliche Mädchen sah verlegen bald den Vater bald die Mutter

an, denn sie wußte, daß Beide nach dem Essen ein kurzes Mittagsschläfchen zu halten gewohnt waren, und daß sie selten, ja fast nie, und dann nicht ohne große Ueberwindung und unbehagliche Folgen für die übrige Tageshälfte von dieser Gewohnheit abwichen. Ihr munterer Kopf und ihre heitere Unschuld ließen sie jedoch bald ein passendes Auskunftsmittel finden.

„Der junge Herr," sprach sie, „hat unseren schönen Garten und meine lieben Hühner und Tauben noch nicht gesehen; wie wär's, wenn ich einen kleinen Spaziergang durch Hof und Garten vorschlüge. Unterdessen nickt Väterchen und Mütterchen ein wenig, und wenn wir wieder kommen, ist es Kaffeezeit. Nicht wahr?"

Bei diesen Worten sah sie Alle forschend an, und da sie in den Mienen der Eltern eine beifällige Bejahung ihres Vorschlages zu finden glaubte, so zögerte sie mit dessen Ausführung nicht lange. Hurtig nahm sie ihren Strohhut. Der Jüngling leistete ihrem Aufrufe fast willenlose Folge. Ein nicht zu beschreibender Zauber wehte ihm aus dem blühenden, jugendfrischen Gesichte, aus der zarten, noch nicht vollendeten Gestalt an; eine solche Erscheinung und ein solches Gefühl waren bisher ihm gänzlich fremd gewesen, er konnte sich in sich selbst nicht zurecht finden. Er beneidete den Hund, welcher

schmeichelnd an die liebliche Herrin sprang, und die Täubchen, welche bei ihrem Anblick Dach und Wohnung verließen, um ihr zu Füßen zu eilen.

„Hier,“ sprach sie theilnehmend, „sehen Sie, dies arme weiße Täubchen ist gegenwärtig der Gegenstand meiner besonderen Liebe. Der garstige Jäger, mit dem ich mich nie befreunden kann, hat ihm vor einigen Tagen sein Männchen auf dem Felde erschossen. Sehen Sie nur, wie es das Köpfchen hängt, und es ist doch Alles so schön und so vergnügt umher. Ich weiß nicht, ob es jemals wieder so munter werden wird, als zuvor; aber ich hoffe es, denn wer könnte auf dieser schönen Erde für immer traurig sein? Und hier sehen Sie,“ sprach sie, rasch den kleinen Hof durchschreitend und die Gartenpforte öffnend, „die Nelkensammlung meines Vaters. Von weit und breit kommen die Leute her, um sich die schönen, prächtigen Blumen zu beschauen; aber meine Liebe sind sie nicht. Ich kann in den dünnen Stielen und den dicken Blumenquasten daran, die vor Fülle und Pracht bersten möchten, kein Verhältniß finden. Auch darf sie nicht einmal die liebe Sonne bescheinen oder der Himmel beregnen; sie sind fast noch zarter und heikler als die Stadtdamen. Da lobe ich mir die Rosen, in denen ist doch ein Verhältniß; wie schön strahlen sie jetzt nach dem Regen im Sonnenschein; und vollends

die Vergißmeinnicht, die wachsen erst recht im Regen und in der Sonne, und haben so muntere blaue Augen!"

Der Jüngling wollte eine Schmeichelei sagen, die hier eher eine Wahrheit gewesen wäre, aber sie wollte nicht über seine Lippen gehen. Er, der sonst in den Zirkeln des Hofes den Ruf eines galanten jungen Mannes hatte, befand sich hier einem einfachen Landmädchen gegenüber in großer Verlegenheit. Um doch wenigstens etwas zu sagen, brachte er das Gespräch auf die Freuden der Stadt, auf Bälle, Schauspiele und Concerte.

„Das sind freilich alles Dinge," antwortete das Mädchen, „von denen ich nur die Namen kenne. Ich brenne aber vor Begierde, sie in der That kennen zu lernen. Der Herr Graf hat mir versprochen, mich im Winter Amalien zur Gesellschaft mit in die Hauptstadt zu nehmen, und mein Väterchen hat es auch schon halb und halb zugesagt; aber die Mutter, die ist in solchen Dingen bedächtiger, der bin ich nicht prächtig genug angezogen, und sie scheut die Ausgaben. Indessen weiß ich gewiß, daß Amalie ihre Kleider mit mir theilen, oder daß der reiche Herr Graf mir gleich so viele machen lassen würde, als ich deren bedürfte."

„Sie halten sich wohl viel in dem gräflichen Hause auf?" fragte der Jüngling.

„Im Sommer bin ich fast mehr im Schlosse als im Pfarrhause. Es ist eine liebe Familie; die Leute sprechen zwar, der Herr Graf wäre etwas stolz, ich kann jedoch darüber nicht klagen. Mein Vater kommt indessen seltener mit ihm zusammen, weil sie in vielen Dingen ganz entgegengesetzter Ansicht sind."

„Das ist freilich schlimm," erwiderte der Jüngling.

„O ganz und gar nicht!" rief lebhaft das Mädchen; „wo denken Sie hin, wodurch sollte sonst Abwechslung und Mannigfaltigkeit in die Welt kommen, wenn Einer derselben Meinung wäre, wie der Andere. Ach, das wäre ein trauriges Leben! Nein, eine kleine Meinungsverschiedenheit ist die angenehmste Erheiterung. Der Herr Graf streitet sich auch oft mit mir, und ist mir deshalb nur um so besser. Jetzt habe ich mir einen hübschen Scherz oder vielmehr Ernst ausgedacht. Nicht wahr, sie sind doch ein Candidat? Für einen solchen habe ich Sie gleich beim ersten Anblick gehalten. Sie bleiben noch einige Stunden, vielleicht gar über Nacht bei uns? Morgen ist Sonntag und ein Rasttag, da ziemt es sich nicht zu wandern. Meinem Vater ist es gewiß eine wahre Freude, sich mit Ihnen zu unterhalten, denn er liebt ein vernünftiges Gespräch, und hat dazu leider hier wenig Gelegenheit."

Der Jüngling, welcher über die letzteren Fragen

und Anerbietungen die erste vergessen, antwortete mit allgemeinen Redensarten nur auf die letzteren, und versprach endlich, wenn er nicht lästig werde und die Eltern es erlaubten, wenigstens bis morgen Mittag zu bleiben, da er sich an dem ländlichen Gottesdienste wahrhaft zu erbauen hoffe.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war während des Auf- und Abwandelns in dem Hauptgange des Gärtchens einige Zeit vergangen.

„Jetzt werden die Eltern gewiß ermuntert sein,“ erinnerte Julie; „wenn es Ihnen gefällig, gehen wir wieder hinein.“

Als sie in die Stube traten, waren beide bereits munter. Die Mutter betrachtete mit innigem Wohlgefallen die jugendlichen Gestalten der Eintretenden, während der Vater, wahrscheinlich in Folge eines mit der Gattin gehabten Gesprächs, den Jüngling durchdringender ansah.

„Vater!“ sprach Julie, „der Herr Candidat hat mir versprochen, noch heute hier zu bleiben; er will Dich morgen früh predigen hören.“

Der Jüngling entschuldigte seine Unbescheidenheit mit der Freundlichkeit der Einladung und dem Bedürfnisse, nach den wechselvollen Schicksalen der letzten Tage sich geistig erbaut und gestärkt zu sehen.

„O! das ist ein schönes Bedürfniß," erwiderte eifrig der Greis; „wie reich ist ein solcher Bedürftiger! Hat Sie ein hartes Schicksal getroffen, sind Sie irgendwie unglücklich, bleiben Sie bei uns; die Landluft heilt Körper und Seele. Sie sollen unter unserer liebevollen Pflege wieder erstarken, um sich gegen unangenehme Eindrücke der Außenwelt zu waffnen."

„Wodurch hab' ich diese Fürsorge verdient?" rief freudig der Jüngling.

„Durch sich selbst," entgegnete der Greis. „Der tiefe und innige Mensch trägt schon in seinem bloßen Erscheinen einen ihm unbekannten Werth, welcher ihn Denjenigen, mit welchen er in Berührung kommt, als ein Geschenk der Vorsehung erscheinen läßt. Dies Geschenk haben Sie uns Allen gemacht, und können wir es auch nicht als Eigenthum behalten, so wünschen wir uns doch seines Besitzes so lange als möglich zu erfreuen. Nehmen Sie Platz unter uns und seien Sie unser Gast, so lange es Ihnen gefällt. Zwang werden wir Ihnen in keiner Weise anthun, und auch Sie werden es gewiß nicht verlangen, daß wir von den langhergebrachten, wohlbegründeten Gewohnheiten unseres Lebens Ihretwegen abgehen. Ihnen dies unumwunden schon jetzt zu sagen, habe ich für meine Pflicht gehalten, weil mir nichts störender auf ein geselliges Beisammensein ein-

zuwirken scheint, als eine gegenseitige Beschränkung der Lebensgewohnheiten und Neigungen."

Wie sollte der Jüngling ein so freundliches Anerbieten ausschlagen, das so sehr mit seinen Neigungen und Wünschen übereinstimmte. Nach wenigen Stunden war er ganz ein Mitglied dieser würdigen Familie. Mutter und Tochter hatten, wie es schien, zu häuslichen Verrichtungen sich entfernt, und der Geistliche saß mit dem Jünglinge, nachdem es Abend geworden, in der Gartenlaube, welche die Aussicht über den naheliegenden See gestattete.

„Das ist mein Lieblingssitz," sprach der Alte, „weil ich von hier aus den Anblick des Sees genieße. Für mich ist das Wasser das schönste Element; seine Klarheit geht mir über Alles. Ich kann Stunden lang in die Spiegelfläche des Sees schauen und meinen Gedanken nachhängen. Er ist mir immer ein Bild des menschlichen Lebens. Am Morgen, ruhig und heiter, die Morgenröthe eines schönen Tages in seinem klaren Antlitze wiederspiegelnd, ein schönes hoffnungsreiches Knabengesicht. Mittags still bewegt oder aufgerüttelt vom Winde, wie der innige oder leidenschaftliche vielbewegte Mann, und Abends dann wieder die Ruhe und Klarheit des Morgens, aber nicht mit kommendem, sondern mit scheidendem Roth, in das schon das Silberlicht der Sterne strahlt —

ein lebensmüder aber todesfreudiger Greis, der bereits den schönsten Theil seines Ich's in eine bessere Welt gerettet weiß."

Durch diese Aeußerung geleitet, kam ihr Gespräch auf Gott und göttliche Dinge.

„Es sollte nur," fuhr der Greis mit sichtbarer Begeisterung fort, „eine Religion, die christliche, geben, und alle Confessionen aus derselben verbannt sein. Wer hat alle diese Unterschiede gemacht; nicht jener göttliche Jüngling, der Stifter der nach ihm benannten Lehre, sondern die Menschen, aberwitzige Menschen! Halten Sie diese Aeußerung nicht zu hart, ich will sie begründen. Wozu diese müßigen, spitzfindigen Streitigkeiten über die Abendmahlslehre, über die Vergebung der Sünden, über die unbefleckte Empfängniß Maria und die Anbetung der Heiligen, und alle die andern Theorien, welche den kräftigen Baum der ursprünglichen Lehre in tausend und abertausend Zweige gespalten haben? Was nützen der Menschheit diese unfruchtbaren Grübeleien? Kommt es nicht allein auf die Gesinnung an, in der wir den Schöpfer verehren, auf die Behandlung, die wir unseren Nächsten angedeihen lassen? Ich kenne zwei Sprüche, und die sind mir die Summe des ganzen Christenthums. „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," und „Liebe

deinen Nächsten als dich selbst." Darnach lehre, darnach lebe ich. Und glauben Sie mir, das Letztere ist die Hauptsache. Ein gutes Beispiel nutzt mehr als zehn gute Lehren. Die Mehrzahl unserer Geistlichen wollen sich aber nur in prunkenden Redensarten vernehmen lassen, und vergessen häufig des Beispieles ganz. Dabei muß man indessen den vernünftigen Maßstab anlegen; Geistliche sind auch nur Menschen, schwache sterbliche Menschen, sie fehlen und straucheln und sündigen nicht weniger, wie Andere; darum soll man auch nichts Unmögliches von ihnen verlangen, darum sollen sie sich aber auch nicht zu hoch über die Andern erheben wollen, wie dies so häufig geschieht. Die geistliche Herrschaft, sowohl der katholischen als der protestantischen Kirche, hat mehr Unglück über die christliche Religion gebracht, und mehr Blut und Seelen gekostet, als alle früheren Christenverfolgungen zusammen genommen. Wären nur die Priester nachgiebiger und duldungsvoller, die Völker würden es auch sein. Indessen es wird eine Zeit kommen, so hoffe ich mit frommer Zuversicht, ich werde sie jedoch nicht erleben und Sie gewiß auch nicht, aber kommen wird sie dessenungeachtet, wo man auf die Urlehren der christlichen Religion zurückkommen, wo man rein und lauter, von aller Menschensatzung entkleidet und alles Menschenwitzes baar, das Wort Gottes und Jesu Christi

verkündigen, wo, wie er selber so schön sich ausdrückt, ein Hirt und eine Heerde sein wird. Dieser Traum ist der Trost und die Hoffnung meines Alters, das, wie mein ganzes Leben, dem Dienste des Lichtes und der Wahrheit gewidmet gewesen — ich will nicht sprechen geheiligt, denn auch ich habe es oftmals entweiht. Aber Gott hat mir die Gnade erzeugt, mich nicht sinken zu lassen, und nun, da die Schwere der Erde mich immer mehr verläßt und mit dem dahin welkenden Körper auch dessen Leidenschaften schwinden, da fühle ich sichtbar die Schwingen der Seele wachsen und mich hinwegtragen über manchen Stein, an dem ich früher sicher gestoßen wäre. Diese klare und ungetrübte Anschauung, diese Scheidung dessen, was ewig, von dem, was vergänglich ist, diese Ruhe, mit der man nicht mehr in, sondern über der Welt zu stehen scheint, das sind die Ernten eines langen, Gott und den Menschen geweihten Lebens, das sind Schätze, die man gegen nichts in dieser Welt vertauscht."

Der Jüngling hatte den Greis mit keinem Auge während dieser begeisterten Rede verlassen. Er blickte jetzt auf den stillen ruhenden See und dann wieder in das Antlitz des Greises, und fand das schöne Gleichniß bewarheitet, das jener im Beginn seiner Rede gemacht.

„Ich würde nicht auf diese Weise zu Ihnen gesprochen haben," entgegnete der Greis in einem ruhigeren Tone, „wenn ich nicht der Meinung gewesen wäre, daß Ihnen die Erfahrungen eines alten Mannes dereinst in Ihrem erhabenen Berufe von Nutzen sein möchten."

Der Angeredete erröthete hoch, denn er glaubte — wodurch, ahnte er freilich nicht — das Geheimniß seines Standes verrathen, und wußte in sichtbarer Befangenheit nicht, was er antworten sollte. Da kam wie ein guter Geist den zur Laube führenden Gang ein Mann herauf, dem der geistliche Herr alsbald entgegen ging und ihn mit herzlichen, aber ehrerbietigen Worten willkommen hieß, während der Eintretende ihm die Rechte mit der Hast eines Geschäfts- aber mit der Gewandtheit eines Hofmannes entgegenstreckte.

„Sie werden sich wundern," antwortete er, „daß ich Sie an einem Sonnabende, dem Studirtage, störe; allein ich hörte, daß sich ein Candidat bei Ihnen aufhalte, der vielleicht gesonnen ist, den Unterricht meines Sohnes und die weitere Ausbildung meiner Tochter zu übernehmen."

Bei diesen Worten machte er auch dem Jünglinge eine flüchtige Verbeugung, welche dieser zwar mit vielem Anstande, allein, nach dem Ausdruck auf dem Gesichte des zuerst Grüßenden zu schließen, nicht mit

der Unterwürfigkeit erwiderte, welche jener zu erwarten schien.

„Sie werden, Herr Graf,“ nahm darauf der Geistliche das Wort, „sich an den rechten Mann gewendet haben. Zwar kenne ich ihn seit einigen Stunden erst und ich weiß noch nicht einmal seinen Namen; allein ich glaube ihn seiner Gesittung, seiner Bildung und seinen Kenntnissen nach Ihnen mit voller Ueberzeugung empfehlen zu können, ja ich verhehle nicht zu gestehen, daß ich selber ein Interesse dabei habe, wenn es Ihnen gelingen sollte, den jungen Mann für Ihre Absicht zu gewinnen.“

„Und wie ist, wenn ich fragen darf, Ihr Name?“ sprach rasch der Graf zu dem Jünglinge gewendet.

„Albert Müller,“ antwortete dieser ob der Lüge erröthend.

„Besitzen Sie Kenntnisse im Italienischen, im Englischen, in der Musik? Wollen Sie mein Anerbieten annehmen?“ fragte hastig der Graf hinter einander.

„Ich glaube,“ entgegnete wiederum der Jüngling, „daß ich diese Dinge, da sie mir gelehrt worden, auch wieder zu lehren im Stande sein werde; jedoch muß ich offen gestehen, daß ich hierin noch keinen Versuch gemacht habe. Ich bitte deshalb um gütige Nachsicht, und nehme jedenfalls ein so ehrenvolles Anerbieten mit vielem Danke

an, weil es mir ein sorgenfreies Unterkommen gewährt, dessen ich im Augenblicke benöthigt bin."

Da es dem Grafen schien, als habe der Jüngling sich mit Absicht des Ausdruckes „sorgenfrei" bedient und das Wort leise betont, so fuhr er in seiner gewandten Weise fort: „Nun gut, da sind wir ja d'accord! Ueber mehr pflege ich in einem Falle, wie der vorliegende, mich nie vorher auszusprechen, weil ich das für unzart halte; ich glaube Ihnen jedoch versichern zu können, daß Sie deshalb sorgenfrei sein können. Doch noch Eins: Wann werde ich das Vergnügen haben, Sie ganz bei mir im Schlosse zu sehen, wann werden Sie Ihr Amt antreten?"

„Wann es Ihnen beliebt, Herr Graf," antwortete der Jüngling.

„Dürfte ich mir erlauben," sprach jetzt der Greis dazwischen, „ein älteres Anrecht auf den jungen Mann in Ausübung zu bringen, so würde ich für heute und morgen Beschlag auf denselben legen, wenigstens hat Julie ihn schon bis dahin zu bleiben eingeladen."

„Honneur aux dames!" erwiderte der Graf lächelnd, „da darf ich meinem kleinen Lieblinge schon nicht entgegen sein. Ueberdies ist vielleicht noch Einiges in den zu Ihrer längern Aufnahme bestimmten Zimmern ein-

zurichten; Sie werden das Glück haben, hier eine achtungswerthe, ja heilige Familie näher kennen zu lernen und daher in jeder Beziehung im Vortheil sein. Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen."

Mit diesen Worten machte der Graf dem Jünglinge eine leichte Verbeugung und reichte dem Greise mit einer gewissen Ehrfurcht die Hand, welche dieser annahm und ihn an derselben zum Garten hinaus begleitete.

Der junge Lehrer hatte inzwischen Zeit, seine neue Lage zu überdenken. Es schien ihm zwar wünschenswerth, für einige Zeit ein anständiges Unterkommen gefunden zu haben, allein es dünkte ihm andererseits fast zu früh, da es ja sein Vorsatz gewesen war, Welt und Menschen am Wanderstabe kennen zu lernen. Indessen war die Zusage einmal, er wußte selbst nicht wie, in raschem Entschluße gegeben und konnte nicht wohl wieder zurückgenommen werden. Am meisten quälte ihn jedoch der Umstand, daß er für einen Candidaten der Theologie gelten sollte, unerachtet er doch die Kenntnisse eines solchen nicht besaß und in der kürzesten Unterredung mit Schande bestehen mußte. Es schien ihm hinwiederum aber auch nicht zweckmäßig, diesen Charakter, der ihm durch bloßen Zufall, die Laune des schelmischen Pfarrtöchterleins, nur auf den äußeren Anschein hin gegeben

worden, abzulehnen, vielmehr beruhigte er sein Gewissen damit, daß er sich denselben ja nicht angemaßt und es schlimmsten Falls immer noch Zeit sei, wenn späterhin die Nothwendigkeit dazu eintrete, ihn von sich abzulehnen.

„Ich wußte gar nicht," hub der Greis an, der jetzt wieder zu dem Jüngling zurückgekehrt war, „wodurch mir die unerwartete Ehre des gräflichen Besuchs zu Theil geworden. Der Herr Graf ist sonst eine seltsame Erscheinung in meinem Hause. Aufrichtig muß ich gestehen, daß, wäre er mir nicht zuvorgekommen, ich die Absicht hatte, Sie ihm als Lehrer seiner Kinder vorzuschlagen, wenn ich zuvor noch davon mit Gewißheit wäre unterrichtet gewesen, ob Sie der neueren Sprachen und der Musik kundig seien. Jetzt bin ich dieses Freundschaftsdienstes auf eine, für Sie ehrenvolle Weise überhoben. Es ist in jeder Stellung immer vortheilhafter, für dieselbe gesucht zu werden, als solche selbst zu suchen. Und in der That, ich bin dabei nicht, wie ich schon vorhin bemerkte, ohne Interesse. Der Herr Graf wird es meiner Julie gewiß erlauben, Theil an einem Unterricht zu nehmen, wozu mir die Fähigkeiten abgehen. Zu meiner Zeit lernte ein ehrsamer Candidat nur lateinisch, griechisch und hebräisch, und etwa so viel Musik, um ein Kirchenlied zu singen oder einen Choral zu spielen. Doch lassen Sie

uns jetzt hineingehen; es ist feucht vom Thau geworden und das Abendbrod wird uns erwarten."

Als sie auf den Hausflur getreten waren, hörten sie vor der Thür eine lebhafte Unterredung und sahen endlich Julien lachend hereinspringen. Der Alte verwies ihr zwar die Hast, mit der dies geschehen, indessen konnte man leicht bemerken, wie wenig Antheil sein Herz an den Worten seines Mundes nahm.

„Ist es nicht wirklich lächerlich, Väterchen," fing sie darauf sich entschuldigend an, „wie blöde Amalie ist? Ich schlug ihr vor, mit mir hereinzukommen und sich ihren künftigen Lehrer anzusehen, aber unerachtet aller meiner Vorstellungen war sie dazu nicht zu bewegen und meinte, daß es wider den Anstand sei."

„Da hat sie auch nicht ganz Unrecht gehabt," erwiderte die inzwischen eingetretene Mutter. „Du weißt das freilich nicht, denn Du hast eigentlich in diesem Punkte gar keine Erziehung genossen; ich wünsche daher sehr, daß unser Gast keine unrichtige Vorstellung von Dir bekäme."

„Ach! das denke ich doch nicht, Mütterchen," entgegnete ganz ernsthaft die Kleine, „und wenn der Herr es auch thäte, ich glaube wohl, daß er mir wieder verzeihen würde, denn habe ich ihm nicht zu seinem Amte verholfen? Ich habe trotz der Ermahnung meines lieben

Mütterchens den eigentlichen Stand unseres Gastes herausgebracht und ihn dem Herrn Grafen verrathen, dem ich meinen Nachmittagsspaziergang mit ihm im Garten erzählte. Da der Herr Graf, wie Ihr wißt, für alles Neue und Zufällige sehr eingenommen ist, so konnte er die Zeit nicht abwarten, zu Euch hinüberzugehen, unerachtet die Frau Gräfin bemerkte, daß es schicklicher und zweckmäßiger sei, die Angelegenheit morgen nach der Kirche abzumachen, bis wohin dazu wohl noch Zeit sein würde."

Nach dem ländlichen Abendbrode geleitete der Geistliche seinen jungen Freund in das für ihn bestimmte Stübchen im Erker des Hauses und stellte ihm das Licht auf einen altmodischen Tisch, welches, zurückgeworfen von den weißen Wänden, eine freundliche Helle in dem kleinen Zimmer verbreitete. Alles war so traut und so heimlich. An den Wänden herum hingen im Octavformat die Bilder ehrwürdiger Kirchenstützen von den Reformatoren abwärts, bis zu Spalding und Teller, und auf der breiten alterthümlichen Kommode unter dem Spiegel mit gläsernem Rahmen lag eine große Bibel mit vielen Zeichen darin. Der Jüngling öffnete sie und las einige Capitel, dann legte er sich zum Fenster hinaus. Um die Linden, welche ihre Zweige fast in das Zimmer reckten, spielten in dem Dämmerlichte summende Nachtfalter. Unten, wie

er ziemlich deutlich bemerken zu können glaubte, lag der Friedhof, aus dessen Dunkel einige Kreuze und ländliche Denksteine lichter hervortraten. Die wechselvollen Ereignisse des heutigen Tages, die Ruhe und der Frieden, ja die Heiligkeit der Umgebung ließen den Jüngling in jene wehmüthige Stimmung gerathen, welche der höchste Genuß frommer, weichgeschaffener Seelen sind; seine Gedanken waren eben so viele Anschauungen Gottes.

Viertes Capitel.

Ein schöner Sonntagsmorgen war über der Erde aufgegangen. Das glänzende Gestirn, von dem der Tag des Herrn seinen Namen trägt, begrüßte mit seinen ersten Strahlen vorzugsweise die heilige Stätte, an der heute des Jünglings ehrwürdiger Freund sein Tagewerk beginnen sollte. Durch die grünen Zweige gemildert, spielten die von dem weißen Kirchthurm abprallenden Lichter, bald schneller, bald langsamer, je nachdem der Morgenwind die Blätter bewegte, an der Decke des traulichen Stübchens und weckten den jugendlichen Schläfer. Im Hause war Alles still. Der Jüngling horchte zu verschiedenen Malen an der Thür, allein kein Laut, kein Tritt war zu vernehmen. Er glaubte, es wäre noch früh; aber die Sonne und die Uhr am Kirchthurme belehrten ihn eines andern. Endlich entschloß er sich hinunter zu gehen. Dort war Alles bereits gesäubert und mit leuchtendem Sande

bestreut; den Schlag der Uhr aus der gemeinschaftlichen Wohnstube konnte er schon weit auf dem Gange vernehmen. Er klopfte an, aber es erfolgte keine Antwort. Eine Magd, welche den herunter Kommenden bemerkte, brachte mit leisen, fast unhörbaren Tritten sein Frühstück, und entfernte sich gleich wieder, ohne ein anderes Wort als den Morgengruß hören zu lassen. Es war Alles still, wie in einem Gotteshause. Der Jüngling nahm ein Buch und setzte sich in ein Fenster. Ein eigenes Gefühl, dessen er sich niemals so bewußt gewesen, erfüllte sein Inneres. Könnte man in solchen Augenblicken Vergleiche anstellen, so würde der Jüngling gewiß einen Sonntag-Morgen in dem Schlosse seiner Mutter, die auf eine strenge Sonntagfeier hielt, mit der in der stillen Pfarrwohnung verglichen haben, wo diese Stille so natürlich war, während sie dort, als das Ergebniß von Befehlen, etwas erkünsteltes und gemachtes an sich trug. Er wandte einige Blätter in dem Buche um — aber wer möchte in einer solchen Stimmung lesen, und wäre es die erbaulichste Schrift gewesen! Seine Gefühle schweiften über Buchstaben und Worte hinweg in jene Räume, wo man sich, anscheinend selbst verlierend, erst recht wiederfindet.

Nach einigen Augenblicken trat im weißen Kleide, ein knospendes Röschen an dem knospenden Busen und in den gefalteten Händen das Gesangbuch vor sich her

tragend, Julie herein. Mit freundlicher, aber etwas feierlicher Miene grüßte sie ihren Gast, sich freuend, daß er so wohl geruhet, weil er so lange geschlafen, jedoch nicht ohne die schalkhafte Bemerkung: daß Städter immer Langschläfer seien, und daß er hier sich an ein früheres Aufstehen werde gewöhnen müssen. Sie sei schon längst im Garten und bei ihren Hühnern und Tauben gewesen, und habe mit dem Papa und der Mama vor drei Stunden wenigstens gefrühstückt. Ihr folgte bald darauf im Sonntagsputze die Pfarrerin. Die höchste Güte des Herzens leuchtete aus ihren schwarzen Augen und spielte um den schon eingesunkenen Mund in dem freundlichsten Lächeln, als sie sich nach dem Befinden des Jünglings erkundigte und ihn erinnerte, daß es Zeit sei, sie in die Kirche zu begleiten. Als sie eben aus der Thür hinaus treten wollten, kam der Pfarrer selber mit ernstem würdigem Schritt in seinem Talare den Gang herunter, den Jüngling mit einer leichten Kopfbewegung grüßend. Ehrfurchtsvoll ließen sie ihn an sich vorübergehen, und folgten ihm dann in einiger Entfernung unter dem Klange der Glocken in's Gotteshaus, während einige noch vor demselben verweilende Landleute, ihr Haupt entblößt und mit stummer Begrüßung, der geistlichen Familie den Vortritt gewährend, ihr in die heiligen Räume folgten.

Das Innere des Gotteshauses war keineswegs

architektonisch schön, eher geschmacklos, aber es war nicht allzu düster, und durch die kleinen, aber klaren Scheiben der Bogenfenster fiel ein angemessenes Licht auf Altar und Kanzel und die gedrängten Reihen der Sitze. Eine Orgel fehlte gänzlich; allein der alte Küster begann mit noch fester und angenehmer Stimme die einfache Melodie eines Kirchenliedes. Den Jüngling bewegte die Einfachheit dieses Gesanges wunderbar. In der Schloßkapelle seiner Mutter hatte er aus den Präludien und Verzierungen des Hoforganisten und aus dem rauschenden Wogen der Orgeltöne fast nie die einfache Melodie herausfinden können, und jetzt drang sie so lieblich und klar, ohne den Ohren zu schmeicheln, in sein Inneres ein; die Gemeinde sang so bescheiden und richtig mit, daß ihm diese Gesangsweise die an heiliger Stätte einzig passende erschien.

Während den letzten Strophen des Gesanges war der Pfarrer vor den Altar getreten. Gesenkten Hauptes und in sich gekehrten Blickes stand er da. Als aber die letzten Töne des Gesanges verhallt waren, da erhob er allmälig sein Haupt und mit leiser, aber nach und nach unmerklich anschwellender Stimme begann er das Altargebet in einfachen aber herzlichen Worten. Nach einem kurzen Gesange betrat er sodann die Kanzel. Der Text seiner Predigt war das Thema, worüber er gestern in der Laube am See mit dem Jüngling gesprochen. „Gott

ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten." Er setzte der Gemeinde auseinander, was das sagen wolle, „im Geiste und in der Wahrheit", mit so klaren und eindringlichen, aber dennoch so wohlgewählten Worten, daß der Jüngling die vollkommene Ueberzeugung hegte, es habe den wahrhaft frommen Geistlichen sowohl das niedrigste als das höchste Mitglied seiner Gemeinde verstanden und sich an seiner Rede erbaut.

Bei seinem Eintritt in das Gotteshaus hatte er, von dessen Einfachheit überrascht und von den frommen Empfindungen, welche seine Seele durchbebten, allein in Anspruch genommen, alles Umblicks vergessen und nicht bemerkt, wie die Pfarrerin nach dem mit gebeugtem Haupt gesprochenen stillen Vaterunser einen ehrerbietigen Gruß nach dem Chore emporgesandt, Julie aber mehreremale freundlich hinaufgenickt hatte. Jetzt erst gewahrte er, der Kanzel gegenüber, in einer mit grünen Behängen verzierten Loge die gräfliche Familie. Die junge Gräfin Amalie im schwarzen Kleide, eine Purpurnelke im dunklen Haar, saß neben ihrer Mutter auf der vordersten Bank, während der Graf mit seinem Sohne ihnen zur Seite standen. Der Jüngling schlug unwillkürlich die Augen nieder, als sein Blick den dunklen schwärmerischen Augen der jungen Gräfin begegnete. Es war ihm, als

hätte er solche Augen, solches Antlitz noch niemals gesehen. Ueberhaupt vereinigten sich in die Räume weniger Tage für ihn eine solche Fülle neuer Anschauungen und Gefühle, daß er sie kaum zu bewältigen vermochte und sich ihnen ohne Rückhalt und Prüfung überlassen mußte. Er erwachte erst wieder aus seinem Sinnen, als der ehrwürdige Geistliche mit erhobener Stimme und ausgebreiteten Händen die Gemeinde segnend entließ. Die Strahlen der hereinfallenden Sonne verklärten sein durch die Begeisterung der Rede geröthetes Antlitz, das die weißen Locken in fast jugendlicher Fülle umgaben. Er schien ein durchaus anderer als der, welcher gestern Abends mit dem Jünglinge durch den stillen Garten gewandelt, und über denselben Gegenstand mit ihm gesprochen hatte; aus dem ruhigen Lehrer war ein verzückter Seher geworden. So hatte er in dem Heiligenscheine seines Berufs noch einige Augenblicke auf der Kanzel gestanden, als er das weiße Haupt zum stillen Gebete senkte. Seinem Beispiele folgte die Gemeinde. Nach wenigen Minuten verließen Alle mit kaum hörbarem Tritte das Gotteshaus.

Vor der Kirchthür trat die gräfliche Familie zu der geistlichen heran. Der Graf stellte mit der Leichtigkeit des vollendeten Weltmannes der Gräfin den künftigen Lehrer ihrer Kinder und zugleich ihren Hausgenossen

vor. Die Gräfin erwiderte die bei solchen Veranlassungen üblichen Redensarten nicht mit diesen, sondern hatte für jede Aeußerung des Jünglings eine so gewählte und dennoch so herzliche Erwiderung, daß man in Zweifel gerieth, ob man mehr den Geist oder das Herz der Dame bewundern sollte, die dem Aeußern nach die Mitte des Lebens bereits erreicht hatte.

Während die Gräfin sodann dem Jüngling seinen künftigen Schüler vorstellte, und der junge Graf ihm auf Geheiß seiner Mutter die Hand reichte, scherzte der alte mit Julien. Er bewunderte, wie er sich ausdrückte, ihre Toilette und beneidete den Tod des Rosenknöspchens, das an so schöner Stätte verschieden sei. Das Mädchen blieb ihm jedoch zur stummen Verzweiflung der Mutter, die gar nicht wußte, wie sie diese, ihrer Meinung nach ganz respectwidrigen Aeußerungen verhindern sollte und eine Verbeugung nach der andern machte, auf keine seiner Reden eine Antwort schuldig.

Auf die junge Gräfin schienen die Galanterien des Vaters keinen angenehmen Eindruck zu machen, so sehr sie ihre Julie auch liebte. Die Gräfin jedoch war offenbar an derlei Aeußerungen schon gewöhnt, und beachtete sie in jener stillen Entsagung gar nicht, die den edlen Frauen höherer Kreise leider oft zur zweiten Natur werden muß.

Alle warteten noch das Erscheinen des Geistlichen ab, der zwischen den Reihen seiner Kirchkinder freundlich grüßend hindurch ging und sich dem kleinen Kreise näherte, den wir soeben sich haben bilden sehen. Das Barett in der Hand, trat er mit würdiger Verneigung näher. Der Graf aber ging aufmerksam sogleich auf ihn zu, und bat den Greis sich zu bedecken, da er von der Predigt erhitzt und um die Kirche stets ein Zugwind wehe, ja er führte ihm, als er noch zögerte, sogar die Hand mit der Bedeckung zum Kopfe und nöthigte ihn seiner Aufforderung Folge zu leisten.

„Der Himmel verspricht heute einen schönen Nachmittag," sagte bald darauf die Gräfin zu dem geistlichen Ehepaar gewendet, „wie wäre es, wenn ich vorschlüge, den Kaffee in unserem Garten zu nehmen? Sie bringen Herrn Müller mit, damit er seine neue Heimath vorläufig kennen lernt. Mein kleiner Wildfang," auf Julien zeigend, „wäre ohnedies wohl gekommen, wenn der Besuch sie nicht abgehalten hätte."

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und mit den Gefühlen gegenseitiger Hochachtung trennten sich die beiden Familien, zwischen denen der Jüngling sich augenblicklich wohl und heimisch fühlte. Nachdem der Alte über Tische sein sonntägliches Glas Wein geleert, dessen Genuß er zur Stärkung sich nur am Tage des Herrn

erlaubte, begann er mit dem Jüngling über die Predigt zu sprechen. Er verlangte keineswegs sein Urtheil über dieselbe, wich vielmehr allen Andeutungen geflissentlich aus, die darauf hätten führen können, sondern äußerte blos, daß er sich nicht wundern möge, wenn seine Art zu predigen mit der anderer Geistlichen vielleicht im Widerspruche stünde.

„Ich muß nochmals auf das zurückkommen, was ich gestern Abends äußerte. Ich enthalte mich auf der Kanzel aller Dogmenstreitigkeiten und aller Belehrung über übersinnliche Glaubenslehren, von denen ich, bei Lichte betrachtet, nicht viel mehr weiß, als die Gemeinde. Jene Dinge sind für das gewöhnliche Leben eher schädlich als nützlich. Sie verwirren meist statt aufzuklären, und was das Herz nicht begreift, wird der Verstand noch weniger begreifen. Dazu sind die Lehren Christi, ich sage nicht des jetzigen Christenthums, so einfach, daß es nur einer Erinnerung an sie und einer Aufforderung bedarf, ihnen nachzuleben. Ohnehin kommt es zunächst nur auf die irdische Wohlfahrt und Glückseeligkeit Aller an. Was unser künftig wartet, wozu wir nach dem Scheiden aus dieser Welt werden berufen werden, davon wissen wir Alle nichts. Was soll ich von künftigen Belohnungen und Bestrafungen sagen, die ich nicht kenne. Soll ich die Menschen damit locken und schrecken wie unmündige Kinder;

bin ich nicht ein Kind, wie sie, und soll mich unterfangen ihnen mit der Ruthe zu drohen, um mir ein Ansehen vor ihnen zu geben, dessen ich mich schämen müßte? Das sei fern von mir, dann wäre ich nicht mehr als ein Baalspfaffe oder Pharisäer. Aber das kann ich ihnen mit Ueberzeugung sagen, daß, wer Gott, oder was eins ist, die Tugend liebt und nach ihren Vorschriften handelt, nicht aus Furcht vor Strafe, sondern aus reiner Ueberzeugung, daß der seine Pflicht in dieser Welt erfüllt, und mit ruhigem Bewußtsein der anderen entgegen sehen kann. Darum predige ich immer wider die Leidenschaften und Laster, und lehre, wie man sie ablege und frommer und tugendhafter werde. „Liebet Gott über Alles und euren Nächsten wie euch selbst," ist meine stete Ermahnung. Ich glaube fest, es stünde bei weitem besser um das Christenthum, hätten alle Geistliche so gedacht, statt durch müssige Streitigkeiten dasselbe in zahlreiche Secten zu zersplittern. Vor Allem aber suche ich ebenso viel durch Beispiel als durch Lehre zu wirken. Ein Geistlicher, der anders handelt als er predigt, stiftet der Kirche mehr Schaden, als wenn er gar nicht predigte oder lehrte. Denn was soll die Gemeinde glauben, was soll sie für Vertrauen zu einer Lehre fassen, die deren Lehrer nicht besser macht, die er selber nicht hält? Die Lehre wird ihnen ein Spott sammt dem Lehrer. Zwar bin ich auch nicht ohne Fehl,

denn ich bin Mensch; aber ich gestehe es ein: ich zeige ihnen an mir, wie wachsam ein Jeder auf sich selber sein, wie er angestrengt ringen muß, um den geringsten Sieg nicht wieder zu verlieren, und wie ohne Sünde Niemand ist. Der Weg zur Tugend erscheint ihnen dadurch minder steil, das Ziel ihrer Bestrebungen nicht zu weit entrückt, so daß sie den Muth nicht verlieren, und wie viele, aus reiner Verzweiflung sich ihm jemals nähern zu können, gar erst keinen Versuch beginnen."

„Da hältst Du eine Nachmittagspredigt, die Dir doch der Herr Graf und die Gemeinde erlassen haben," begann liebevoll besorgt die zärtliche Gattin. „Wir wollen nicht allzu spät auf's Schloß gehen, und der Schlummer nach Tisch ist Dir stets erquicklich, vorzüglich am Sonntage."

Der Alte gab seiner Gefährtin lächelnd recht, faltete die Hände, lüftete sein Käppchen, eine gesegnete Mahlzeit wünschend, und entfernte sich dann in sein Stübchen. Die Hausfrau folgte ihm.

Der Jüngling setzte sich unter die Linde vor der Thür, um über die sonderbare Wendung seiner ersten Ausflucht nachzudenken und zu überlegen, ob es besser sei, sich heimlich sofort zu entfernen oder mit auf's Schloß zu gehen. Julie aber ließ ihm zu dieser Ueberlegung nicht die erforderliche Ruhe. Mit der größten Aufregung

kam sie aus dem Garten hervorgelaufen, um ihm ein niedliches Ei zu zeigen, das irgend einem der daselbst zahlreich brütenden Vögel aus dem Neste gefallen war. Sie war außer sich, um den Kummer, den die lieblichen Thiere dieses Verlustes wegen haben würden, und that tausend Fragen an den Jüngling, die er aus Unkenntniß oder herkömmlicher Schaam nicht beantworten konnte oder mochte. Endlich kamen sie überein, die Sache dem Vater vorzutragen, der wohl Rath wissen würde, wie der Unglücksfall am Besten wieder gut zu machen sei.

Während sie das Ei in ihrer kleinen Hand hielt, dessen bläuliche Farbe mit deren Weiße so vortheilhaft abstach und dennoch wieder so lieblich übereinstimmte, rückte sie, um es ihm zu zeigen, so nahe an den Jüngling heran, daß ihr Odem seine Wange, ihre blonden Locken seine Schläfe berührten. Er wußte gar nicht, wie ihm geschah, aber es war ein Gefühl, als er ihre weiche Hand berührte, wie er es noch niemals empfunden, das mit einer wonnigen Wärme alle Nerven durchflog. Wer sie so da sitzen gesehen, hätte sie für Liebende, mindestens für Geschwister gehalten. Und doch waren sie keines von beiden, aber sie konnten das Erstere werden. Schönheit, Jugend und Unschuld, was bedarf es zur Liebe mehr! Und diese drei Eigenschaften besaßen Beide in so reichlichem Maße!

Nachdem sie das Ei bei Seite gelegt, fing Julie von der gräflichen Familie und der Einrichtung des Schlosses zu sprechen an. Der Graf sei ein lieber, freundlicher Herr, er sei so spaßhaft und so aufmerksam und zuvorkommend; der junge Graf freilich noch ein Kind, werde vielleicht einst auch so werden; aber die Gräfin und Amalie, so sehr sie beide auch liebe, seien zu ernst und gar nicht für's Leben; ein Buch sei ihre größte Freude.

„Das ist mir angenehm zu erfahren," erwiderte der Jüngling; „ich liebe die ernsten Menschen, denn sie haben meistens Charakter und innere Kraft, während die lebhaften oft weniger leisten und den Lockungen der Welt nicht wohl zu widerstehen vermögen."

„Wie eigenliebig das klingt," lachte Julie. „Nicht wahr, weil sie so ehrbar sind, sollen es andere Leute auch sein? Ich sehe aber gar nicht ein, wozu das nöthig ist, und begreife gar nicht, wie man in jungen Jahren so ernst sein kann. Schauen Sie sich doch einmal um! Sehen Sie denn, daß die Linden hier über uns so ernst und schweigsam da stehen. Ein Zweig stößt den andern an, um ihn aufzumuntern; ein Blatt hüpft an das andere, um sich mit ihm zu schaukeln; und gar erst die Vögel, welche durch sie hindurch schlüpfen, sitzen die wohl einen Augenblick so ehrbar und traurig wie Sie, Herr Candidat? Und was macht nicht der Wind für Spaß!

Als ich neulich mit der gräflichen Familie spazieren ging, und gerade über einen Zaun steigen wollte, über den wir Alle hinübermußten, faßte der Wind mein Kleid, bauschte es auf und wollte es gar nicht wieder herunter lassen. Die Frau Gräfin und Amalie sahen sehr ernst und bedenklich dabei aus, der Herr Graf aber, der sich gar nicht satt daran sehen konnte, und ich, wir mußten tüchtig darüber lachen."

„Ich möchte Sie um Ihre Fröhlichkeit beneiden, Fräulein, wenn es nicht Sünde wäre," antwortete der Jüngling.

„Ach, immer mit der Sünde," entgegnete Julie; „was ist denn eigentlich Sünde? Ich denke, die größte Sünde sei, wenn man nicht fröhlich ist. Mein Vater hat mich immer gelehrt, daß die Sünde die Leute traurig mache. Sehen Sie, weil ich keine Sünderin sein will, darum bin ich so lustig."

Unter diesen und ähnlichen Reden war den Beiden die Zeit der Nachmittagsruhe der Eltern wie ein Augenblick verschwunden. Als der Vater zum Fenster heraussah und die ihn nicht Bemerkenden anrief, wollten sie fast ihren Ohren nicht trauen.

„Sehen Sie," meinte Julie, „wie Einem die Zeit vergeht, wenn man nur von der Lustigkeit spricht," und ehe der Jüngling sich noch besinnen konnte, war sie mit

dem Ei schon hinein zum Vater gesprungen, um dessen Rath zu vernehmen.

Nach einem Viertelstündchen trat die geistliche Familie im Sonntagsstaate mit ihrem Gaste aus der beschatteten Thür. Der alte Herr, den Hut hoch in der Hand und damit die auf den weißen Scheitel fallenden Sonnenstrahlen abwehrend, schritt an dem hohen spanischen Rohre voran. Ihm folgte in kleiner Entfernung seine Ehegenossin. Ein umfangreicher Pompadour hing an langer Schnur vom linken Arme herab. Es schien, als ob die Wohlhäbigkeit ihrer Gestalt sie verhinderte, mit dem noch raschen Greise gleichen Schritt zu halten. Lächelnd sah dieser sich von Zeit zu Zeit nach ihr und den beiden jungen Leuten um, ob sie ihn noch einzuholen vermöchten. Julie war bald hier bald dort. Wo ein Kind vor der Thür stand — und das war beinahe an allen Häusern der Fall, weil die mit einem Gaste wandelnde geistliche Familie die Neugierde der Dorfbewohner in erhöhtem Maße in Anspruch nahm — da huschte sie hinüber, um es in die Wangen zu kneipen oder sich mit ihm zu necken. Einen derben Jungen von zwei Jahren brachte sie sogar mit zu den Eltern heran, um der Mutter zu zeigen, wie er gewachsen, und wie nett er in dem Sonntagsstaate aussähe. In einem andern Hause, in dem die Fenster offen standen und eine alte Frau

krank lag, erkundigte sie sich nach deren Befinden, kurz den ganzen Weg bis hin zum Schlosse war sie fast gar nicht bei der Gesellschaft. Die Alten erfreute die Theilnahme, die der Jüngling diesem jugendlich-frohen und natürlichen Wesen zollte, und ein sichtbares Wohlgefallen über ihr einziges Töchterlein war in ihrem Antlitze ausgedrückt, so oft dieselbe mit höher gerötheten Wangen zu ihnen zurückkehrte.

Vor dem Schloßhofe wurde ein kurzer Halt gemacht und die Bekleidung noch einer kleinen Musterung unterworfen. Nach diesen Vorbereitungen zog man in's Schloß ein. Unseren Jüngling wandelte einige Unheimlichkeit an, als er eine reichgekleidete Dienerschaft, hohe Flügelthüren und schön gebahnte breite und bequeme Treppen erblickte. Ihm war, wie einem befreiten, aber wieder eingefangenen Vogel zu Muthe sein muß, dem man sein ehemaliges Gebauer zum Hineinhüpfen vorhält. Seine Begleitung nahm diese Veränderung in seinen Zügen für eine Folge des ungewohnten Eindrucks, den das hohe stattliche Gebäude und die prächtigen Räume auf den einfachen Jüngling machten, und hielten das für Befangenheit, was eigentlich nur Unbehaglichkeit war. Sie suchten ihm daher mit aufmunternden Reden zu Hilfe zu kommen, und sprachen von der Herablassung und Liebenswürdigkeit der gräflichen Familie, ja der Alte

nahm, nachdem zuvor seine Frau durch die von einem Bedienten geöffneten Flügelthüren getreten, den Jüngling bei der Hand und führte ihn in das, mit den schönsten Teppichen belegte Zimmer.

Nach wenigen Augenblicken trat von der entgegengesetzten Seite die Gräfin ein. Sie hieß ihre Gäste mit einer Freundlichkeit willkommen, die keine bloße Höflichkeitsbezeugung war, sondern wirklich aus dem Herzen kam. Alsbald erschien auch der Graf. Nach einer flüchtigen Begrüßung des geistlichen Ehepaares trat er sogleich auf das Pfarrtöchterlein zu, sie um allerhand befragend und sich mit ihr neckend. Die Gräfin, deren Zartgefühl das Unpassende dieser Unterhaltung nicht entging, entsendete einen Diener, um ihre Tochter herbeirufen zu lassen. Dieser öffnete nach Verlauf einiger Zeit die Flügelthüre, und erhaben wie eine Königin trat die junge Gräfin herein. Ein wunderbares Gefühl bemächtigte sich des Jünglings, als er die jugendlich hohe und volle Gestalt in das Zimmer treten sah.

Angethan wie in der Kirche, noch mit dem schwarzen Kleide und die Purpurnelke im Haar, verneigte sie sich gegen die Gesellschaft mit dem Anstande einer Fürstin. Mit holder Freundlichkeit ging sie auf das geistliche Ehepaar zu, sich nach ihrem Befinden erkundigend und ob den geistlichen Herrn die heutige feurige Predigt nicht

mehr als sonst wohl angegriffen habe. Den Jüngling streifte nur ein flüchtiger Blick und eine leichte Verneigung wurde ihm als Willkommen zu Theil. Nach dem Kaffee kam auch der junge Graf aus dem Garten zur Gesellschaft. Der Graf und die Gräfin stellten ihn seinem zukünftigen Lehrer vor, man verabredete da in den Grundzügen den künftigen Erziehungs- und Unterrichtsplan, so weit dies in einem geselligen Gespräch geschehen konnte, und kam schließlich überein, daß der jugendliche Lehrer am morgenden Tage in das Schloß übersiedeln und alsdann sein neues Amt beginnen sollte.

Fünftes Capitel.

An einem heiteren fröhlichen Morgen nahm der Held unserer Erzählung aus dem traulichen Pfarrhause Abschied. Seine wenigen Habseligkeiten waren bald von einem gräflichen Diener in's Schloß gebracht und ihm dort durch die Gräfin selbst ein freundliches aber prunkloses Zimmer nach dem Garten hinaus zu seinem einstweiligen Aufenthalt angewiesen. Nicht ohne Beklommenheit ließ er sich darin häuslich nieder. Er warf sich in eine Ecke des kleinen schwarzen Kanapées und fing an die Folgen zu überdenken, welche dieser unüberlegte Schritt vielleicht, ja bestimmt nach sich ziehen konnte. Er, nur um wenige Jahre älter, als sein Schüler, ohne alle Erfahrung, ja ohne alle Hilfsmittel für seinen neuen Beruf, sollte lehren, was er selbst nicht wußte, wenigstens nicht nach den Regeln der Methode zu lehren wußte. Er beschloß indessen zu versuchen. Sein rascher Entschluß er-

schien ihm nicht als Leichtsinn von seiner Seite, vielmehr als eine Fügung des Schicksals, welche ihn ohne seinen Willen durch die Schalkhaftigkeit der fröhlichen Pfarrerstochter in einen Wirkungskreis gestoßen, der ihm gänzlich fremd war und dem er doch aus mehrfachen Gründen sich vor der Hand nicht entziehen mochte.

In diesen Betrachtungen wurde er durch den Eintritt des Grafen unterbrochen, der ihn mit dem Anstande eines feinen Weltmanns willkommen hieß und sich zu ihm auf's Kanapée setzte. Ungeachtet der Jüngling augenblicks dem Grafen das Kanapée allein überlassen und einen neben demselben stehenden Stuhl zum Sitze wählen wollte, gab dies der Graf doch nicht zu. Er klingelte vielmehr und hieß dem Diener ein Frühstück auftragen, während dessen Genuß der Graf seine Ansichten über die Erziehung und den Unterricht der jungen Söhne vornehmer Häuser in einer Weise entwickelte, welche mit den Ansichten des jugendlichen Lehrers wenig übereinstimmten. Wußte er doch aus eigener Erfahrung, wie sehr man hier fehlte. Er war jedoch zu fein gebildet und zu vorsichtig, diese Ansichten offenbar zu bekämpfen, und hatte die Freude, am Schluße des Frühstücks und der Unterredung wenigstens die Erlaubniß erhalten zu haben, den Lehrplan nach seiner besten Ueberzeugung einrichten zu dürfen. Nur das Eine bedang sich der Graf aus:

seinen Liebling weder zu schelten noch gar zu züchtigen, ihn vielmehr nur durch Güte und Ehrgefühl zu leiten, ihn auch nicht allzu pedantisch mit vielem Lernen zu quälen, was für den einstigen Besitzer so großer und schöner Güter eben nicht erforderlich sei, und billig den Gelehrten von Fach, oder Denjenigen überlassen werden könne, welche von ihrem Wissen leben müßten. Die Hauptsache sei, daß der Jüngling sich mit Feinheit zu benehmen lerne und nie und zu keiner Zeit sich einer Sünde wider den guten Ton und den Anstand zu schulden kommen lasse. Verstöße gegen Sitte und Moral würden leichter verziehen, niemals aber dergleichen wider den Anstand.

Diese und ähnliche Aeußerungen waren allerdings nicht geeignet, dem jungen und begeisterten Lehrer sein neu übernommenes Amt zu einem so angenehmen zu machen, als er es sich gedacht hatte. Er hoffte jedoch viel von dem Einfluß der Gräfin, und darin hatte er sich nicht getäuscht; denn als er Nachmittags mit derselben in dem Pavillon vor dem Schlosse saß und die Rede wie von ungefähr auf die Erziehung des jungen Grafen kam, sprach sie ihre Ansichten darüber in Folgendem aus: „Von der Lehrmethode und dem streng wissenschaftlichen Unterrichte verstehe ich eigentlich wenig; das muß ich Ihnen überlassen und dem Herrn Pfarrer, der uns Sie

empfohlen hat. Das Andere aber, was ich wünsche, kann Ihnen nur eine Mutter sagen. Erziehen Sie den Liebling meines Herzens zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen. Lassen Sie keine Gelegenheit unbenutzt, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß Tugend in jeder Beziehung der Kern des Lebens, feine Sitte und Anstand nur die äußere Schale seien, daß zwar der Kern ohne die Schale etwas, die Schale ohne den Kern aber gar nichts sei. Weisen Sie ihn stets darauf hin, daß alle Menschen Brüder, daß Rang und Stand nur zufällige, vorübergehende Verhältnisse sind, und daß der Mensch nur das gilt, was er selbst ist. Lehren Sie ihn bei Zeiten, seine Freude und seinen Lohn in Arbeit und Beschäftigung finden. Müssiggang ist aller Laster Anfang. Namentlich in unserem Stande gibt es leider Beschäftigungen, die nur ein übertünchter Müssiggang, und oft schädlicher als nützlich sind. Diese lehren sie ihn ernstlich meiden, denn sie befördern nur den Schein. Jede wirkliche Arbeit muß nicht nur dem Arbeitenden, sondern mehr oder minder einem größeren oder kleineren Kreise frommen."

In dieser Weise sprach die Gräfin noch längere Zeit fort, so daß es dem Jüngling ordentlich frei und wohl um's Herz wurde und er wieder neuen Muth faßte. Es entging ihm jedoch dabei nicht, welch' verschiedener

Geist die beiden Hauptpersonen des Hauses bewegte, die doch äußerlich so gut zu harmoniren schienen, und er hatte dabei zu der Bemerkung Gelegenheit, welche unumgänglich nöthige Tünche für die höheren Stände der Gesellschaft die sogenannte feine Lebensart sei und was dieselben ohne diese sein würden. Später, am Abend, trieb es ihn an, noch einmal in das trauliche Pfarrhaus zu gehen und mit dem alten Pfarrer sich noch über manche Einzelnheiten seines neuen Berufes zu besprechen.

Schon ehe er eintrat, schallte ihm des Töchterleins fröhliche Stimme entgegen: „Siehst Du, Mutter, ich hatte doch recht."

Da er mit diesen Worten nicht unmittelbar angeredet wurde, so schwieg der Jüngling, merkte jedoch bald, daß er der Gegenstand dieser Aeußerung sei, und daß derselbe sehr wahrscheinlich eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Tochter und der Mutter darüber zu Grunde lag, ob er heute noch ihr gastliches Haus wieder aufsuchen würde.

„Das ist doch hübsch von Ihnen, daß Sie uns nicht ganz vergessen!" rief Julie ihm entgegenhüpfend. „Ich hätte es Ihnen aber nicht übel genommen, wenn Sie über des Herrn Grafen angenehme Unterhaltung, über die Güte der Gräfin und vollends über meine Amalie uns vergessen hätten. Nicht wahr, es lebt sich

wunderschön im Schlosse? Ich hoffe, Sie werden mir sehr dankbar dafür sein, daß ich Ihnen ein so angenehmes Plätzchen verschaffte. Wahrscheinlich wollen Sie zum Vater? Die Frauen taugen schlecht zu gelehrten Unterhaltungen. Väterchen sitzt an seinem Abendplatze in der Laube am See. Sie wissen ja Bescheid!"

Mit diesen Worten öffnete sie die Hinterthüre, die sie gleich nach dem Jüngling wieder schloß und sich zu ihrer Mutter zurückbegab, die im Vorderflur des Hauses mit häuslichen Arbeiten beschäftigt war.

Raschen Schrittes ging der Jüngling durch den abendfrischen Garten an den prunkenden Nelkenbeeten vorüber, bis er zu dem Sitze des ehrwürdigen Alten gelangte, der über das vor ihm liegende Buch hinweg in die röthlichen Abendwolken schaute. Nach freundlicher Begrüßung hieß ihn dieser an seiner Seite sich niederlassen. Bald gelangten sie in ihrer Unterhaltung dahin, wohin der Jüngling es wünschte, auf die Erziehung.

„Dafür lassen sich wenig allgemeine Regeln geben," sagte der Greis. „Es ist eine Thorheit, selbst für ein bestimmtes Kind sich einen bestimmten Lehr- oder Erziehungsplan entwerfen zu wollen. Dadurch bildet man nur Pedanten. Ein kluger Lehrer muß die jedesmalige Stimmung des Kindes und die sich ihm darbietende Gelegenheit benutzen, um auf dasselbe günstig zu wirken, sei es

in moralischer, sei es in wissenschaftlicher Beziehung. Aber etwas muß vorwalten, und das ist der Ernst und die Ordnung. Der erwachsene Knabe muß wissen, daß er seines künftigen Berufs halber lernt, und auch dem Kinde muß nicht Alles spielend leicht gemacht werden. Es muß ebenfalls wissen, daß es lernt und nicht spielt; sonst spielt es auch mit dem Lernen, und das ist ein großes Unglück. Und dann die Ordnung — das ist die Reglerin des Lebens. Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte, nichts aber mit ängstlicher Genauigkeit. Wie viel Zeit und Unannehmlichkeit erspart man sich und Andern durch Ordnung. Die Anlage dazu wird mit uns schon geboren, ist Lebenstrieb bei Menschen und bei Thieren. Kleine Kinder wecken zur bestimmten Zeit auf, verlangen zur bestimmten Zeit Nahrung; Thiere kehren von selbst wieder auf den ihnen zuerst im Stalle angewiesenen Ort zurück, thun in der Folge meist Alles so, wie sie es zum erstenmale thaten, und wenn sie nicht daran verhindert werden, auch zur selben Zeit. Unordnung in Zeit und Raum ist ein reiner Erziehungsfehler, eine schlechte Angewöhnung gegen die gute Natur, aus deren Händen Alles vollkommen hervorging. Der Hauptfehler unserer Erziehung aber ist der Luxus in jeglicher Beziehung. Schon von dem Augenblicke ab, da sein erster Trieb zum Spielen erwacht, bis zu dem eben dadurch leider sehr früh

eintretenden Augenblicke, wo er mit Gott, mit der Welt und sich selber unzufrieden, an nichts mehr Gefallen findet, werden dem jungen Weltbürger alle Genüße in Massen zugeführt. Nicht Ein Spielzeug, sondern ein wahrer Markt von Spielsachen wird den Kindern dargeboten. Sie wissen selber nicht, wonach sie zuerst fassen, womit sie zuerst spielen sollen, und vor Qual an der Wahl kommen sie zu gar keinem Genuß. Kaum können sie gehen, so werden sie mit den kostbarsten Kleidern behangen; kaum kennt der Knabe die Zahlen, so erhält er schon eine Uhr; kaum kann das Mädchen selbständig das Taschentuch führen, so bekommt sie einen werthvollen Schmuck, den vor Zeiten die Jungfrauen erst bei ihrer Vermählung erhielten. Kaum sind beide der Kinderstube entlaufen, so lernen sie lateinisch, französisch, englisch, Musik, Zeichnen, Malen u. s. w., daß es eine Freude ist. Wer am meisten gelernt hat, nicht der Tiefe, sondern nur der Menge nach, der ist der Ruhm und die Freude seiner Eltern, der Gegenstand des Neides und der Bewunderung der Fremden. Mit vierzehn Jahren ist der Knabe ein gemachter Mann, mit zwölf Jahren das Mädchen eine vollständige Jungfrau; mit dreißig Jahren sind beide lebensmüde Greise und Greisinnen. Eine saubere Jugend das! Die Lebenszeit des Menschen ist von der Natur auf achtzig Jahre angelegt. Zehn Jahre davon sind der Kind-

heit, fünfzehn Jahre dem Lernen, vierzig Jahre der Arbeit und die übrigen der Ruhe und der Beschaulichkeit gewidmet. Was hastet sich die Menschheit wie mit Dampf ihr Ziel so vorzeitig zu erreichen, oder vielmehr es ganz zu verfehlen! Denn das wird es durch diese widersinnige Eile. Alles will über die Schranken hinaus. Keine Eltern wollen den Knaben bei ihrem Berufe und Stande lassen. Der Sohn des Tagarbeiters soll ein Handwerk lernen, der Sohn des Handwerkers soll mindestens Kaufmann oder Künstler werden, der Sohn des Künstlers und Kaufmanns nur studiren. Wohin soll das am Ende hinaus? Gegen diese Krankheit der Zeit müssen vernünftige Eltern und Erzieher vor allen Dingen ankämpfen. Einfachheit, das ist die Mutter aller Tugenden. Alle großen und tugendhaften Männer waren einfach in Worten und im Wesen. Schon der Weiseste, der ja auf Erden wandelte, sagte: „Eure Rede sei: ja, ja, oder nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel." Lassen Sie also vor allem Ihren Zögling sich der Einfachheit befleißigen, soviel dies in seinen Verhältnissen möglich ist. Das gründet seines Lebens Glück am festesten. Dazu müssen wir alle zurück, wenn es besser werden soll auf Erden; ein Jeder an seinem Theil. Doch es beginnt völlig Abend zu werden, lassen Sie uns hineingehen; meine Alte wird schon Kummer um mich haben, mehr als nöthig ist, wegen der Abendkühle."

Und sie traten in die Stube. Julie trug eben das Abendbrod auf den Tisch, indem sie einen Topf saurer Milch auf das weiße Tischtuch setzte.

„Gut, daß Du kommst, Väterchen," sprach sie; „zwar wird Dir Dein Essen nicht kalt werden, aber es ist doch schon nicht mehr früh und nicht gut, wenn Du so spät zu Abend issest; Du weißt es ja, es bekommt Dir allemal nicht."

„Ja! ja!" erwiderte der Alte, „ich muß schon meinem klugen Töchterlein folgen; so weit hat man es nun gebracht, daß man unter die Vormundschaft seiner Kinder kommt. — Ist Ihnen gefällig mein Gast zu sein?" wandte er sich dann an seinen jungen Freund, indem er sein Käppchen in die gefalteten Hände nahm und sich zum Niedersetzen anschickte.

„Ei, das wäre!" sprach Julie schelmisch, „einen Gast der gräflichen Tafel zu einem so einfachen Mahle zu laden; hätte ich das für erlaubt gehalten, würde ich es schon längst selber gethan haben."

„Nun, da sehen Sie wieder, Herr Müller, wie ich beschränkt bin. Ich bin ein bedauernswerther Vater, mit meiner Herrschaft geht es wirklich auf die Neige."

„Du nimmst es doch nicht übel, Väterchen, wenn ich die Wahrheit spreche," rief sie schmeichelnd zu ihm herantretend; „Du selbst hast es mich ja so gelehrt."

„Nun, da sehen Sie, Herr Müller," sprach sein Töchterchen freundlich anlächelnd der Greis, „wie es den Herrschern geht. Man wirft ihnen vor, daß sie die Wahrheit nicht ertragen können, und daß sie am Ende selbst daran Schuld sind, wenn die Völker ihnen die Wahrheit sagen müssen."

„Heil dem Fürsten, der selbst die Wahrheit erkennt und dem seine Völker sie nicht erst zu sagen brauchen!" rief begeistert der Jüngling. „Aber wie selten sind solche Fürsten, und woher rührt das? Weil sie nie unter's Volk kommen, dessen Bedürfnisse und Zustände nicht kennen, nicht wissen, wie es unter ihm zugeht; Alles nur aus der Vogelperspective vom Throne herab, durch die Augen, ja, daß ich es sagen muß, durch die oft sehr trüben und unlauteren Brillen ihrer nächsten Diener sehen. Das sollte aber anders werden. Ein Fürst sollte nicht unter Fürsten, sondern mit und in dem Volke erzogen werden müssen, wie schon die alten Perser thaten."

Der Greis sah den Jüngling verwundert an, und auch Julie warf einen ängstlichen Blick auf ihn, wie er diese Worte mit erhobener Stimme so nachdrücklich und sich ereifernd aussprach.

„Sind sie auch ein Kind der Neuzeit, junger Freund?" sprach ruhig der Pfarrer; „ich hielt Sie nach Ihrer Vorliebe für Klopstock noch für einen Zögling der Alten.

Legen Sie diese Gesinnungen ab, sie führen graden Weges zur Empörung, zum Verderben. Ein Fürst muß auf dem Throne erzogen werden; ein Unterthan im Volke. Sonst wird der Fürst zum Unterthan und der Unterthan zum Fürsten. Und das wäre erst recht eine verkehrte Welt."

„Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer," sprach begütigend der Jüngling, „daß ich mich von einem, Ihnen vielleicht nicht erklärlichen Eifer, hinreißen ließ und eine Behauptung aufstellte, die offenbar nur in der Seele des Jünglings meiner Gemüthsart Wurzel fassen konnte, der, wie ich, für das Wohl des Volkes begeistert ist."

„Das ist sehr löblich von Ihnen," entgegnete der Pfarrer; „wollen Sie aber den Rath eines Greises befolgen, so vermeiden Sie dergleichen Aeußerungen, namentlich im Hause des Herrn Grafen. Sie möchten sehr bald entzweit werden —"

„Und meiner Empfehlung Schande machen," fügte Julie hinzu. „Der Herr Graf würde mich lange damit necken, daß ich ihm einen Demagogen zum Lehrer seines Sohnes empfohlen hätte; ich dürfte gewiß für Spott nicht sorgen. Aber jetzt ist auch auf dem Schlosse Essenszeit, und wenn Sie nicht gleich am ersten Abend zu spät zur Tafel kommen wollen, so rathe ich Ihnen den Rückweg anzutreten. Leben Sie wohl! Morgen sehen wir uns wieder! Grüßen Sie mir Amalie!"

Der Jüngling empfahl sich hierauf und kehrte zum Schlosse zurück, nicht ohne einen Anhauch von Unzufriedenheit über seinen unzeitigen Eifer. Am andern Morgen begann er seine Lehrstunden. Er fand in seinem Schüler einen gutmüthigen Knaben von zwar nicht hervorstechenden, aber doch ganz leidlichen Fähigkeiten, der mit vielem Eifer sich auch auf jeden neuen Unterrichtsgegenstand warf. Auch ihm machte das Lehren viel Freude, obgleich er anfangs nicht ohne Bangigkeit an's Werk gegangen war. Besonders überfiel ihn einige Aengstlichkeit, als im Laufe des Vormittags der Graf in das Unterrichtszimmer kam, angeblich, um sich zu erkundigen, wie es mit Karl gehe. Der Jüngling überwand jedoch siegreich diese kleine Anwandlung und erklärte freimüthig, daß Lehrer und Schüler sich mit einander erst einrichten müßten und daß es von Tag zu Tag besser gehen würde. Allein leider! traf diese Voraussagung hinsichtlich des Schülers nicht in dem Maße ein, als der Lehrer es wünschte. Der erste Eifer erkaltete bald; was er nicht augenblicklich begriff und ihm einsprang, darauf mochte er nicht gern Fleiß und Nachdenken verwenden; auch arbeitete er außer den Lehrstunden wenig und trieb sich lieber beim Verwalter im Hofe und mit der Flinte beim Förster im Walde herum, Pferde tummelnd, Vögel schießend und sich mit den Hunden neckend. Einige Aeuße-

rungen, die der jugendliche Lehrer hierüber gegen den Vater fallen ließ, wurden mit Artigkeit zurückgewiesen. Der Junge solle doch kein Gelehrter oder Geistlicher werden; er werde einmal Soldat werden müssen, und da sei es gut, daß er sich durch Leibesübungen auf seinen künftigen Stand vorbereite. Es seien dies „noble Passionen", die cultivirt werden müßten; Reiten und Jagen gehörten einmal zur vornehmen Bildung.

Unter solchen Verhältnissen wagte der Jüngling zwar keinen Widerspruch zu äußern, sie vermehrten jedoch nicht die Freude an seinem neuen Berufe, mit dem es ihm wirklicher Ernst war. Durch die Vorbereitungen, die er zu den meisten Unterrichtsgegenständen machen, durch die Deutlichkeit, der er sich befleißigen mußte, um seinem Schüler verständlich zu werden, wurde er immer fester in seinem eigenen Wissen und klarer in dessen Mittheilung. Er lernte, je länger je mehr, die Wahrheit des Sprüchwortes kennen, daß man durch Lehren erst recht lerne, und ließ es seiner Seits an Fleiß und Gewissenhaftigkeit nicht fehlen.

Der Graf blieb gegen ihn immer gleich freundlich und höflich; er forderte ihn öfter auf, nach Tische mit ihm eine Cigarre in seinem Zimmer zu rauchen, oder bei schönem Wetter mit ihm einen Spaziergang durch die Felder zu machen. Auch duldete er es nicht, und ging

dabei selber mit dem besten Beispiele voran, daß die Bedienung dem Hofmeister nicht die gehörige Achtung erwiese oder ihn gar geringschätzend behandele. Ueber Tisch lautete jede Anweisung, die er dem aufwartenden Diener hinsichtlich seiner Versorgung mit Speise oder Trunk gab — und er war darin stets sehr aufmerksam: „Herr Müller befiehlt noch."

Indessen konnte trotz allem diesem der Jüngling nie zu einer gewissen moralischen Hochachtung gegen den Grafen gelangen. Anders war es mit der Gräfin und deren Tochter. Sie waren beide ebenfalls höflich und freundlich gegen ihn; ihre Freundlichkeit und Höflichkeit hatte jedoch nicht in dem bloßen gesellschaftlichen Uebereinkommen, sondern in der tiefsten Hochachtung vor den Kenntnissen und dem sittlichen Ernste des jungen Mannes seinen Grund. Er galt ihnen in dieser Beziehung als ein ebenbürtiger, und war ihnen oftmals ein lieber Gesellschafter und erwünschter Erklärer, wenn sie in ihrem einsammen Zimmer oder in einer Laube des Gartens gemeinschaftlich ein erhebendes oder belehrendes Buch lasen. Die Gräfin erblickte nebenbei in ihm noch den Menschen hohen Berufs, dem ihr theuerstes, die Bildung und Erziehung ihres Sohnes anvertraut war — ein Amt, das er trotz seiner großen Jugend mit aller Gewissenhaftigkeit auszufüllen bemüht war. Der Tochter war er neben dem

Lehrer ihres einzigen geliebten Bruders, der erste junge Mann, mit dem sie in eine nähere geistige Berührung kam.

Zu jung, um schon für immer öffentlich aufzutreten, hatte sie nur sehr vereinzelt Gelegenheit gehabt, in befreundeten Familien mit jungen Männern ihres Standes zusammen zu kommen. Sie war dort von ihnen mit den Rücksichten behandelt worden, die fein erzogene junge Leute der aufblühenden Jungfrau eines reichen und vornehmen Hauses angedeihen lassen. Man hatte sie ohne ihren Wunsch und Willen mit Schmeicheleien überschüttet, die ihr zuwider waren, und weil sie sich geflissentlich davon zurückzog, wohl gar für einfältig oder ungebildet gehalten. Sie zog daher den Umgang mit ihrer Mutter und der Familie des ehrwürdigen Pfarrers, namentlich aber mit dessen Tochter, aller großen Gesellschaft vor. Ihr tief-ernstes, man mochte wohl sagen, ihr ahnungsvolles Gemüth fand in dem heiteren Wesen und der unschuldigen Fröhlichkeit des Pfarrtöchterleins ihr Gegenbild und volles Genüge. Sie waren täglich beisammen. Fast konnte keine ohne die andere sein. Sie, so verschieden wie Tag und Nacht, wie Sonnen- und Mondenlicht, waren dennoch so enge verbunden, als diese. Auf den Jüngling aber machten die beiden erblühenden Jungfrauen einen fast gleich überwältigenden Eindruck. Er

wußte lange nicht, welcher er den Vorzug geben sollte. Beide schön, in verschiedener Art, beide voll herzlicher Liebe gegen Gott und Menschen, voll hohen sittlichen Adels, äußerte sich in ihnen doch Alles verschieden. Die geringste Veranlassung genügte, um Julie in die größte Heiterkeit, ja oft in die äußerste Lustigkeit, und hinwieder um in Thränen und Traurigkeit zu versetzen. Amalie schien äußerlich bei den gleichen Veranlassungen wenig verändert. Sie war stets ernst, aber ohne Stolz und Strenge, immer gemessen aber voller Hoheit und Gefühl. Unser Jüngling war der erste junge Mann, zu dem sie beide in nähere Beziehung traten; sie waren die ersten Jungfrauen, die er näher kennen lernte. Alle drei waren junge unverdorbene Seelen. Was Wunder! daß sie, ohne es zu wissen, mit der zarten und innigen Leidenschaft an einander hingen, die nur das Eigenthum der Jugend und schöner Seelen, die süßeste Erinnerung des ganzen Lebens ist. Alles, was sie gemeinschaftlich sahen und hörten, was sie sonst vornahmen und besprachen, übte deshalb auf sie den höchsten Zauber. Jedes wollte, sich selber unbewußt, dem andern stets am meisten gefallen, sich stets im schönsten Lichte seiner Liebe zeigen. Und doch war keins auf das andere eifersüchtig. Ihren reinen Seelen war jede Eifersucht fremd. Keines wollte auf Kosten des Anderen besonders glänzen oder bevorzugt sein.

Die Eltern sahen diesem gemeinschaftlichen Verkehr mit der größten Billigung zu, ohne irgendwie ernstlich in den Weg zu treten. Das pfarrherrliche Ehepaar freute sich innig über den Beifall, den ihr lustiges Töchterlein in dieser Verbindung fand; mit einem seeligen Lächeln ruhten ihre Blicke auf dem rosigen Kinde, wenn es durch irgend einen Scherz oder eine harmlose oder naive Bemerkung die Heiterkeit der Gesellschaft erregte. Der Graf nahm in Beziehung auf seine Tochter die Sache schon etwas ernster. Er erinnerte seine Gemahlin mehrfach daran, ob es auch klug und schicklich sei, die jungen Leute sich so selbst zu überlassen. Die Gräfin aber theilte diese Meinung nicht. Selber zu rein, um an irgend eine verbotene Leidenschaft zu denken, gönnte sie ihrer Tochter von Herzen diesen vertraulichen Umgang. Ja sie fand sogar, daß derselbe bei der wissenschaftlichen und feinen geselligen Bildung des Jünglings schon für ihre Tochter sehr vortheilhaft gewesen, und sie dadurch eine Anregung gewonnen habe, die ihre Ausbildung in jeglicher Art beschleunigen werde.

So verging den drei Glücklichen ein schöner Frühling, das Sinnbild ihres eigenen Lebens. Häufig wurden von der gräflichen und geistlichen Familie kleine Lustpartieen gemacht. Julie lief dabei gemeiniglich mit dem jungen Grafen Karl weit voraus, einem Schmetterlinge

oder einem Vogel nach, und lachte und rief aus Leibeskräften, wenn sie in eine sumpfige Stelle gerieth oder in Dorn- oder Brombeergesträuch hängen blieb. Zäune und Hecken zu überspringen, war sie gleich bereit; ja sie stieg wohl mehr als einmal hinüber, um es den Andern zu zeigen und ihnen Muth zu machen ihr nachzufolgen. Ob sie dabei auch ihr Kleid etwas verschob, das kümmerte sie wenig. Konnte sie allein nicht weiter, so rief sie ganz unbefangen Herrn Müller, reichte ihm wie ihrem Bruder die Hand und ließ sich von ihm wieder zurecht helfen. Darüber wurde von den Aelteren oft herzlich gelacht. Die junge Gräfin aber lachte niemals mit. Sie verließ selten die Seite der Mutter und nahm die Hilfe des jungen Mannes niemals in Anspruch, ja sie scheute sich offenbar, ihm bei irgend einer Gelegenheit die Hand zu reichen oder ihn gar beim Namen zu rufen. Und doch war sie gegen ihn immer gleich freundlich und aufmerksam, während Julie zuweilen schmollte, wenn er ihr nicht gleich ihren Willen that, oder mit ihr nicht einer Meinung war.

In der Mitte des Sommers bemerkte Julie neckend, daß Herr Müller gar nicht mehr so oft in das Pfarrhaus käme, wie sonst, auch daß ihn Amalie nicht mehr begleitete; und doch sei es jetzt so schön dort, da die Nelken und Levkoien ihres Vaters in dem schönsten

Schmucke prangten und es wundervoll kühl sei in der Laube am See. Sie könne auch nicht immer auf's Schloß kommen; überdieß sei sie stets schon dreimal da gewesen, wenn die gräflichen Herrschaften einmal in's Pfarrhaus gekommen. Sie verlange jetzt auch wenigstens eine vernünftige Eintheilung der Besuche und wolle auch einmal ihr Recht haben. Aber es wurde darum doch nicht anders. Auch die Gräfin erinnerte je zuweilen Herrn Müller, daß er lange nicht im Pfarrhause gewesen, der alte Herr doch immer schwächer werde, der Unterhaltung bedürfe, und es ihm schwer falle, so oft auf's Schloß zu kommen. Denn im Stillen hatte sich bei ihr der Gedanke ausgebildet, daß der Jüngling einst der Gehilfe des alten Pfarrers werden, und mit dessen Stelle auch die Hand des Töchterleins erhalten könne. Sie malte sich dabei die Zukunft sehr reizend aus: wie angenehm es sein würde, wenn dereinst das freundliche Verhältniß, das jetzt zwischen der Pfarre und dem Schlosse bestanden, auch in der zweiten Generation fortbestehen und ihrem Sohne sein Lehrer das werden könne, was ihnen jetzt der alte Pfarrer und seine Familie war. Zudem war Julie ihre Taufpathe, und sie gönnte ihr von ganzem Herzen den jungen Mann, der den lustigen Springinsfeld wohl zu einer ehrbaren Pfarrfrau machen werde; der Zustimmung ihres Gemahls und der Gemeinde war sie im Vor-

aus gewiß. Das ganze Dorf liebte den jungen bescheidenen Mann, der Alle stets so freundlich grüße, wenn er vor ihren Thüren vorbeiging, ihnen liebreich guten Abend bot, sich nach ihrem Wohlergehen erkundigte und als Sendbote der Gräfin und ihrer Tochter oftmals in die Hütten der Armuth als Helfer und Rather erschien.

Nur zu dem Zögling gestaltete sein Verhältniß sich nicht so angenehm, als der Lehrer gewünscht hätte. Ueber sein Herz hatte er nicht zu klagen, destomehr aber über seine Sitten. Trotz der feinen Manieren, die er im Schlosse beobachten mußte, war er im Hofe und Felde desto ungenirter und roher. Es kam manche Klage dieser Art zu Ohren des Lehrers, namentlich auch Seitens der Mägde, gegen die er die handgreiflichsten Ungezogenheiten beging und ihnen allerhand Schabernack that. Der Gärtner klagte, daß er ihm die schönsten Früchte oder Blumen abbreche, die Rasenplätze verderbe und allerhand Unfug treibe, den er kaum wiederherzustellen vermöge, ohne daß es der gnädige Herr Graf bemerke. Trotz aller Vorstellungen war jedoch der Knabe, der über sein Alter sich körperlich entwickelte, gegen die Ermahnungen des Lehrers taub. Bei dem Grafen fand dieser gar keine Unterstützung; der lachte entweder darüber, oder meinte, die Leute übertreiben die Sache, die Jugend müsse austoben. Wenn er nur gerade keine bösen oder schlechten Streiche

mache, die mit seiner Standesehre unverträglich seien, mit dem Uebrigen müsse man Nachsicht haben und ein Auge zudrücken. Solche Knaben würden gerade die besten Männer, die angenehmsten Kameraden. Gegen die Gräfin aber mochte der Lehrer sich über die Unarten seines Schülers gar nicht äußern, obwohl er überzeugt war, daß er bei ihr der nachhaltigsten Beistand gefunden haben würde. Viele Dinge waren ihm zu delicat, um sie als junger Mann der Gräfin gegenüber zur Sprache zu bringen, auch war er zu jung und unerfahren, um hier den rechten Weg zu finden. Er mußte also die Sache gehen lassen, wie sie ging, obwohl es ihm die Freudigkeit des Lehrens sehr verbitterte. Auch wollte es ihm scheinen, als ob Amalie sich immer mehr von ihm zurückzöge, was er eben darauf schob, daß ihr Bruder ihn bei ihr verklagt haben möchte, weil er gegen denselben nach dessen Meinung zu streng verfahre. Diese Zurückhaltung bekümmerte ihn allerdings sehr; er tröstete sich aber damit, daß er sie nicht verdiene.

Eines Abends — es war der Nachhall eines schwülen Sommertages — hatte er mit der Gräfin und ihrer Tochter in der Laube gesessen und ihnen vorgelesen. Die Gräfin wurde schnell abgerufen und versprach bald wiederzukommen. Sie kam aber nicht. Amalien wurde es peinlich mit dem Jünglinge so lange allein in der Laube

zu bleiben. Sie wurde immer ängstlicher, und auch den Jüngling ergriff bald ein ähnliches Gefühl, so daß sich schweigend und verlegen ihre langen Blicke oftmals begegneten. Endlich standen sie auf und gingen langsam den Gang nach dem Schlosse hinauf. Der neblichte Duft, welcher während der Hitze des Tages die Erde mit einem weißen Schleier umhüllt hatte, verwandelte die untergehende Sonne in dunkle Glut. Ein unnennbarer Zauber war über Himmel und Erde und über die weiße Gestalt der Jungfrau verbreitet. Melancholisches Lächeln schwebte auf ihren geschlossenen Lippen, und ihre sonst Hohheit strahlenden Augen ruhten voll Liebe und Sehnsucht auf dem schweigend neben ihr gehenden Jüngling. Sie brach eine Lilie, die an dem Wege stand, und trug sie aufrecht an dem langen Stengel, der an ihre Schulter gelehnt, ihr schönes Haupt überragte. Sie glich einem Engel der Unschuld, der durch das Paradies der Erde wandelt. Als sie in die Nähe des Schlosses gekommen, reichte sie, noch immer schweigend, dem Jüngling die Lilie mit einem Blicke, in dem ihre ganze Seele lag, machte ihm eine bedeutungsvolle Verbeugung und ging dann allein dem Schlosse zu.

Wie geblendet stand der Jüngling und blickte der schönen Erscheinung nach; sie schien ihm eine Heilige, die die Erde verließ. Er fühlte an seinem eigenen Herzen,

was die Jungfrau ihm hatte sagen wollen und doch nicht konnte. Er hätte ihr nacheilen und sie umarmen, sich vor ihr auf die Knie werfen, ihr seine Liebe gestehen, und dann scheiden mögen auf ewig. Ein Blick jedoch auf die Lilie, die er noch immer regungslos in der Hand hielt, beruhigte seine ungestümen Gedanken und führte sie auf die Pfade der Pflicht. Er wußte, was er zu thun hatte, Er ließ sich bei der Abendtafel mit Kopfweh entschuldigen und verbrachte den übrigen Theil des Abends allein und in tiefem Nachdenken auf seinem Zimmer. Er öffnete das Fenster und ließ die Nachtluft hinein, die mit ihren dunklen Schwingen ihm Ruhe und Kühlung zufächelte. Nachdem es Mitternacht geworden, packte er von seinen wenigen Habseligkeiten die unentbehrlichsten in sein Reisebündel zusammen. Die übrigen ordnete er zu verschiedenen Theilen. Alsdann nahm er aus dem Geheimfach seines Schreibsekretairs das Etui mit den kostbaren Ringen, die er noch aus dem elterlichen Schlosse mitgenommen hatte, und steckte es in die Brusttasche seines Ueberrocks. Er schrieb dann einige Worte auf ein Blatt Papier, legte es auf den Tisch, die Lilie, nachdem er sie zuvor geküßt, darüber, und entfernte sich dann nicht ohne Wehmuth aus dem Zimmer und dem Schlosse, das ihm so unentlich lieb gewesen war. Auf dem Hofe kamen die Hunde freundlich an ihn heran gesprungen, ließen sich von

ihm zum Abschied, liebkosen und begleiteten ihn still und ohne Gebell bis zum Thore des Schloßhofes, in welchem der Wächter saß. Dieser, in der Meinung, der Jüngling mache wie sonst öfter eine Reise in das nächste Städtchen und wähle bei der Hitze des Sommers dazu die kühlere Nacht, wünschte ihm eine „glückliche Reise“ und „fröhliche Heimkehr“. Bei dem letzten Wunsche holte der Jüngling tief Athem. Er fühlte in seinem Herzen, was er verlasse. Wie die Jungfrau aber jemals sein eigen werden solle, das blieb ihm noch ein Räthsel. Er kam an dem Pfarrhause vorüber. Dort lag Alles im tiefen Schlafe. Die alten Linden hielten ihre Zweige über das bemooste Dach, wie ebenso viele Hände Gottes. Unter ihrem Schutze ruhte der ehrwürdige Pfarrer mit seinem gleich ehrwürdigen Weibe, und in dem Erkerstübchen droben, dessen einer Fensterflügel geöffnet war, Julie, ihr rosiges Kind. Die Lindenzweige wehten ihr durch die Weinranken liebliche Bilder auf ihr Lager. Ihre schluchzende Seele dachte an den, der jetzt vor dem Fenster stand und seine heißesten Segenswünsche in das gastfreie einfache Haus sandte. Es träumte ihr, es sei Brauttagsmorgen; die Glocken läuteten in der alten Kirche und der Bräutigam im priesterlichen Schmucke träte an der Hand der Mutter herein, sie abzuholen zu dem schönsten Gange des Lebens. Aber er kam nicht, er schied.

Als am andern Morgen der Jüngling sich auch zum gemeinschaftlichen Frühstück nicht einfand und der hinaufgesandte Zögling seinen Lehrer nicht antraf, ging der Graf selber auf dessen Zimmer. Schon wollte er ebenfalls umkehren, als die auf dem Tische in verschiedenen Lagen übereinander liegenden Kleider seine Aufmerksamkeit erregten. Auch der Zettel mit der darüber liegenden Lilie befremdete ihn. Er hob das Papier vom Tische und las:

„Wenn Ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen, bin ich schon viele Meilen entfernt. Meine Pflicht erheischt, ohne irgend eine Schuld von Ihrer oder meiner Seite, meine abschiedslose Entfernung. Ehren Sie meine Beweggründe, aber forschen Sie weder nach ihnen, noch nach mir. Gottes Segen auf das theure Schloß und alle seine Bewohner. Müller. Nachschrift: Die Kleidungsstücke vertheilen Sie wohl an Diejenigen, mit deren Namen sie bezeichnet sind. Aus meinen übrigen Sachen mag sich jeder von Ihnen ein Andenken wählen.“

Der Graf verließ erstaunt das Zimmer des Hofmeisters und ging mit dem Zettel hinunter zu den Seinigen, die noch um den Frühstückstisch versammelt waren. Amalie stand auf, als sie die Nachricht vernahm, und ging schweigend zum Fenster.

„Weist Du einen Grund, warum uns Herr Müller

so plötzlich verlassen?“ fragte die Gräfin die Tochter, sie bedeutungsvoll anblickend.

„Nein!“ antwortete diese nicht ohne Verlegenheit, noch immer zum Fenster hinaussehend.

„Ist etwa Karl unartig gegen ihn gewesen?“ fragte der Graf im Allgemeinen.

Karl verneinte die Frage ebenfalls und bemerkte, daß er gestern der großen Hitze wegen gar keine Unterrichtsstunde gehabt habe.

„Sollte er etwa,“ fragte der Graf weiter, „mit Julien in ein Verhältniß getreten sein, das seiner Meinung nach eine Entfernung erforderte? Sich deshalb zu entfernen, das hätte er nicht nöthig gehabt. Dafür wäre gesorgt worden. Weißt Du etwas hiervon, Amalie?“

„Nein,“ erwiderte die junge Gräfin abermals. „Ich meine,“ sprach sie darauf gefaßter und sich zu ihren Eltern wendend, „wir kommen dem Willen des Geschiedenen nach, und forschen nach den Beweggründen seiner Entfernung nicht weiter.“

„Das ist allerdings ein scheinbar angemessener Vorschlag,“ meinte die Gräfin. „Wenn wir das auch äußerlich thun, so kann man sich der Gedanken darüber doch nicht erwehren, und man hegt darüber verschiedene Vermuthungen.“

„Mir ist es," sagte der Graf, „nächst der Entbehrung seiner Person, am meisten ärgerlich, daß er beinahe gegen Ende des Vierteljahres von uns geschieden und dadurch um seinen wohlverdienten Lohn gekommen ist. Sollte er nicht wieder zurückkehren, was man nach seiner bestimmten Erklärung schließen muß, so werde ich in seinem Namen diese Summe zur Unterstützung der hiesigen Armen verwenden, und bin gewiß, damit in seinem Sinne gehandelt zu haben. Behalten mag ich dieselbe aber unter keinen Umständen. Amalie und Karl, Ihr mögt Euch gemeinschaftlich dieser und der Vertheilung seiner Hinterlassenschaft unterziehen."

„Nur nicht schon heute," bat Amalie. „Die Trennung ist noch zu neu. Es ist mir, als wollen sich habsüchtige Erben in die Verlassenschaft eines Dahingeschiedenen theilen, schon ehe sein Leib noch zur Erde bestattet. Das vermeiden Anstandshalber selbst solche Personen, vielweniger sollten wir das thun, die wir die plötzliche Entfernung eines ehrenwerthen Hausgenossen so tief betrauern."

„Du hast gesprochen, wie es sich für ein edles Herz geziemt," antwortete der Graf. „Hier hast Du den Schlüssel zu seinem Zimmer; ich ernenne Dich zum Vollstrecker seines letzten Willens. Was mich betrifft, so werde ich, um mich zu zerstreuen, auf das Vorwerk

reiten; Karl, Du kannst mich begleiten, da Du heute doch keinen Unterricht haben wirst. Mir ist der ganze Vorfall sehr fatal. Was wird man in der Nachbarschaft dazu sagen? Auch wird es mir sehr schwer werden, einen neuen Lehrer für Dich zu besorgen. Und wo finden wir augenblicklich einen solchen wieder, der so wenig Candidat war, wie Herr Müller; der so viel Anstand, so viel feine Lebensart besaß? Er ritt und schoß wie ein geborener Edelmann, und war in keinem Stücke ein Pedant, wie es die meisten Schwarzröcke sind. Ich wünschte wohl, er wäre Dein Lehrer bis zu Deinem Abgange auf die Akademie geblieben."

„Das hätte ich auch, aber vielleicht aus anderen Gründen, ebenfalls gewünscht," antwortete die Gräfin. „Er hat uns aber nun einmal, hoffentlich ohne alle Schuld unserer Seits, verlassen, und so müssen wir uns in das Unvermeidliche fügen."

Nach der Entfernung ihres Vaters begab Amalie sich in das Pfarrhaus, um dort das Geschehene zu verkünden. Die beiden Alten erstaunten.

„Der närrische Mensch!" rief Julie, „er wird sich einen Spaß gemacht haben; die ganze Sache ist kein Ernst. Es sieht mir Alles so abenteuerlich aus; Ihr versteht nur im Schlosse keinen Spaß, und zumal Du, Amalie. Er wird auf den Abend schon wieder eintreffen.

Ich schlage vor, ich komme Nachmittags zu Euch, damit ich dabei bin, wenn wir beide Euch auslachen."

„Kommen magst Du, darum bitte ich, aber lachen wirst Du diesmal nicht," antwortete Amalie, „dafür möchte ich einstehen."

Und Julie kam Abends, aber der Jüngling kam nicht.

Sechstes Capitel.

Der wanderte schon durch viele Meilen von den Trauernden zurück der Hauptstadt zu. In einiger Entfernung von derselben holte er einen jungen Mann ein, dessen Aeußeres ihn ansprach. Wenig älter als er, gab er sich bald für einen Studenten zu erkenneu, der von einer kleinen Reise in die Hauptstadt zurückkehrte, die auch zugleich eine Universitätsstadt war. Beide gefielen sich. Der Student machte ihm den Vorschlag bei ihm zu wohnen, indem sein Stubengefährte auf längere Zeit abwesend sei. Unser Jüngling nahm bei seiner Unbekanntschaft mit der großen Stadt dies Anerbieten einstweilen freudig an.

Die Hauptstadt lag in einer großen, nicht allzu fruchtbaren Ebene. Schon von Weitem sah man hier und dort einen Thurm aus dem duftigen Rauche emporragen, der über der Stadt schwebte. Je näher sie derselben

kamen, desto mehr nahm der Verkehr und die Schönheit der Gärten und der Landhäuser zu. Hohe lombardische Pappeln beschatteten von beiden Seiten die prächtige Kunststraße, auf welcher sich die Wagen der Frachtfuhrleute und Kärner mühsam dahinschleppten, während glänzende Equipagen, von stolzen Rossen gezogen, die Auserwählten der stadtmüden Residenzbewohner zu ihren Landhäusern hinaustrugen. An dem letzten Zollhause, dicht vor der Stadt, befand sich, einen Halbkreis bildend, eine große Rasenbank zur einladenden Ruhestätte für die müden Wanderer, die auf ihre eigenen Füße angewiesen, den Weg im Staube zurücklegen mußten. Unser Jüngling und sein Reisegefährte folgten dem Beispiele mehrerer ihrer Genossen, die noch vor Nacht in die Hauptstadt hinein, und sich jetzt durch eine kleine Ruhe zu dem Einzuge vorbereiten wollten. Man sah da die verschiedensten Trachten und Gestalten sich den Staub abschütteln und die Ränzel und die Kleidung ordnen. Unserem Jünglinge war das ein ganz neues Schauspiel, und er vermochte dies seinem Gefährten nicht zu verhehlen, der ihm noch größere Wunder verhieß. Nun zogen sie durch ein unscheinbares Thor in die Residenz ein. Die Straße war nur hier und da mit einzelnen Häusern unregelmäßig besetzt, in denen hauptsächlich Viehzucht und Gartenbau zum Nutzen der Städter betrieben zu werden schienen.

Doch allmälig mehrten sich die Häuser und wurden grö=ßer und schöner. Das Gewühl auf der Straße nahm zu, bis es an einer Stelle, wo mehrere Straßen sich durch=schnitten, so bedeutend wurde, daß der Jüngling sich ängstlich an seinen Gefährten anschloß und dicht hinter ihm seinen Schritten folgte.

Nach einigen Minuten bog der Letztere in eine kleine Seitengasse ein und sprach dann: „Hier sind wir am Ziele."

Er schritt durch die Thür eines schmalen Hauses und mehrere dunkle Treppen hinan, auf denen unser Jüngling ihm kaum folgen konnte. Er klopfte an eine Zimmerthür und forderte seinen Stubenschlüssel. Rasch öffnete er damit ein kleines niedriges, jedoch sonst freund=liches Zimmer. Er forderte den Jüngling auf, es sich bequem zu machen, während er mit gutem Beispiele vor=anging.

„Wollen Sie es so gut haben als ich, so lassen wir uns eine Flasche Bier und Brod und Butter zum Abend=brod holen, wie es in einem unserer Lieder heißt: „Lan=desmutter! Brod und Butter ist des Burschen Abend=brod." Meine Finanzen erlauben mir wenigstens nicht, mich auf weiteres zu erstrecken."

„Ich bin damit einverstanden," antwortete der Jüngling, und bald sehen wir Beide nach dem ermüdeten

Wandertage dem einfachen Abendbrode alle Ehre anthun. Nach demselben legte sich der lustige Wirth in Hemdsärmeln singend und trällernd in das Fenster, um die Kühle des Abends bei einer Pfeife Tabak zu genießen.

„Ich dächte, Sie steckten sich auch eine in's Gesicht und machten es wie ich," rief er dem Jünglinge zu, der immer noch schüchtern auf dem Sopha saß.

„Ich danke sehr, ich rauche selten," antwortete dieser; „aber in's Fenster werde ich mich etwas legen."

Mit dieser Antwort schien der Jüngling sichtlich an Ansehen bei seinem Wirthe zu verlieren, was ihm nicht entging.

„Vielleicht lerne ich das Rauchen noch besser," fügte er begütigend hinzu.

Als es zehn geschlagen, schloß der Wirth sein Fenster und meinte, daß es nun Zeit zum Schlafengehen sei. Er legte sich in sein Bett und forderte den Jüngling auf, sich in das Bett seines abwesenden Stubengefährten zu legen, was dieser jedoch ausschlug und sich lieber auf das Sopha legen wollte.

„Wie Sie wollen," antwortete der Wirth; „mein Stubenkamisol ist sonst auch ein reinlicher und gesunder Junge."

Anderen Morgens pochte es an der verschlossenen

Thür. Der Student sprang flink auf, entriegelte dieselbe, kehrte aber bald wieder in das Bett zurück.

„Haben Sie etwas zu reinigen und auszubürsten?“ fragte er seinen Gefährten; „das ist unser Stiefelwuchs; Sie können ihm unbedingt Alles anvertrauen.“

Nachdem das Reinigungsgeschäft vollendet, kam eine ziemlich schlumpig aussehende Magd, die auf einem Teller ein Paar Semmeln und in einem Töpfchen etwas bläuliche Milch brachte. Der Wirth richtete an sie einige neckende, aber durchaus nicht unsittliche Worte.

Als sie das Zimmer wieder verlassen, rief er: „So, nun wollen wir aufstehen und frühstücken.“

Nachdem er sich halb angezogen, goß er aus einem irdenen Kruge Wasser in eine schon ziemlich defecte Maschine, that aus einer Düte etwas gemahlenen Kaffee hinein, zündete den Spiritus darunter an und wartete nun, bis die Maschine durch Pfeifen das Zeichen gab, daß der Trank fertig sei. Auf diese Weise war das Frühstück bald eingenommen.

„Jetzt schlage ich vor,“ sagte der Wirth, „Sie sehen sich etwas um. Was Sie gestern bei Ihrem Einmarsche von der Stadt sahen, ist gar nichts. Wir sind nicht von der besten Seite gekommen. Jetzt sollen Sie die Hauptstadt von einer anderen Seite kennen lernen.“

Er durchschritt mit dem Jüngling einige Quer=

straßen, und bald befanden sie sich auf der schönsten Straße der Residenz, in deren Mitte ziemlich verkommene Linden eine Allee bildeten, unter deren spärlichen Schatten eine Anzahl Spaziergänger lustwandelten oder auf Bänken ruhten. Als sie die Allee hinuntergegangen und deren Endpunkt erreicht hatten, sprach der Wirth zu seinem Gastfreunde gar nichts, sondern legte ihm leise, zum Zeichen des Stillstehens, seine Hand auf die Schulter. Dieser Erinnerung aber hätte es nicht bedurft, der Jüngling stand wie betroffen von selber still. Vor ihm lagen im Morgensonnenscheine auf einem ziemlich freien Platze die Hauptgebäude der Residenz. Ein leises Ah! entschlüpfte den Lippen des Jünglings.

„Nicht wahr, das ist schön!“ sagte der Studio. „Ich traf einmal, aus dem Colleg kommend, auf dieser Stelle einen Engländer, einen vielgereisten Mann, der mich um die Benennung der Gebäude ersuchte und dabei versicherte, daß er in so großer Nähe bei einander so viele Prachtgebäude noch nirgend gefunden hätte. Sehen Sie, das hier ist die Universität, dies die Akademie, das die Bibliothek, dieses das Opernhaus, dies das Zeughaus, dort hinten das königliche Schloß und hier rechter Hand das eigentliche Wohnhaus des einfachen geliebten Herrschers. Letzteres, so unansehnlich es auch scheint, ist mir das liebste von allen. Ich gehe nie vorbei, ohne im Grunde der Seele

vor dem lieben alten Herrn die Mütze recht tief abzunehmen und ihm so recht von Herzen einen guten Morgen oder eine guten Nacht zu wünschen. Wir Studenten wissen zwar alle, daß wir von obenher stark beargwohnt und unsere jugendlichen Thorheiten mit zu strengen Augen angesehen werden; wir wissen aber auch, daß das nicht aus dem Herzen des geliebten Landesvaters kommt, sondern daß ängstliche und furchtsame Gemüther ihm diese Ansichten beigebracht haben, nur um uns etwas zu zügeln. Wir lieben ihn deshalb doch — hauptsächlich um seiner Gerechtigkeit willen."

„Das ist brav von Euch," erwiderte plötzlich mit Wärme der Jüngling; „die Herrscher können es nicht Allen recht machen, vorzüglich die Beherrscher eines großen Staates, die so vieles durch fremde Anschauungen sehen müssen. Dieser Ihrer Gesinnung halber gefallen Sie mir immer mehr, lieber Kersten, und wenn Sie es erlauben, bleibe ich die ganze Zeit meines Aufenthalts bei Ihnen," versetzte der Jüngling. „Kommt Ihr Stubengefährte zurück, miethen wir uns eine größere Wohnung; ich gebe gern meinen Beitrag dazu."

„Das werden wir uns erst überlegen müssen," antwortete der Wirth. „Ich habe gar nicht einen so bedeutenden Wechsel und es ist hier Alles sehr theuer. Dennoch habe ich es vorgezogen hier zu studiren, weil

man neben dem Studio noch so Manches sehen und hören kann, wozu es in anderen Universitätsstädten keine Gelegenheit gibt. Ich meine hauptsächlich: die Museen, das Schauspiel, die verschiedenen Akademien und die Musik, überhaupt die Großartigkeit der Stadt in ihrem Leben und Treiben. Es bleibt doch von Allem etwas hängen und erhebt das Gemüth. Mit meinem Wechsel hätte ich freilich anderwärts anständiger leben und nach studentischen Begriffen mehr hermachen können, ich will mich aber lieber hier einschränken, weil ich mehr Geistesgenuß habe."

„Das ist sehr löblich von Ihnen," erwiderte der Jüngling, „und deshalb soll Ihnen auch keine größere Ausgabe zugemuthet werden. Ich bin in den glücklichen Verhältnissen, auf meine, ebenfalls geringen Bedürfnisse vielleicht etwas mehr verwenden zu können; lassen Sie mich den Löwenantheil bezahlen."

Unser Jüngling erzählte nun seinem Gefährten, daß er zwar eine gute allgemeine Bildung genossen habe, es ihm jedoch früher nicht verstattet gewesen wäre, die Universität zu besuchen; daß er dies gern nachholen, und wenn auch keine Fachstudien beginnen, doch gern ein Paar berühmte Professoren in allgemein ansprechenden und nützlichen Wissenschaften hören möchte.

„Das wird sich machen lassen," antwortete sein

junger Freund. „Versuchen Sie erst, wie Ihnen dieser oder jener Professor behagt, nachher belegen Sie bei ihm das Collegium und hören ihn ordentlich. Jetzt lassen Sie uns noch ein wenig herumschlendern."

Und der Wirth führte seinen Gast zu mehreren Statuen berühmter Persönlichkeiten, die in der Nähe jenes schönen Platzes aufgestellt, der großen Zeit der Erhebung unseres Volkes angehören.

„Haben denn aber," fragte der Jüngling seinen Begleiter nachdenklich, „bloß Krieger den Staat gerettet, daß man diesen allein Denkmäler gesetzt, während die anderen Staatsdiener ganz leer ausgegangen zu sein scheinen? So viel ich aus der Geschichte weiß, hat es unter diesen doch auch manche gegeben, die diese Ehre ebensowohl verdient hätten."

„Das ist mir noch gar nicht aufgefallen und fällt eigentlich, glaube ich, auch nur Fremden auf. Wir Einheimischen sind an den Vorzug des Militairs von Kindesbeinen an so gewöhnt, daß uns das Gegentheil, oder auch nur eine gerechte Gleichstellung, auffallend erscheinen würde. Ob für diese Bevorzugung ein eigentlicher oder nur ein scheinbarer Grund vorhanden sein möchte, wage ich nicht zu entscheiden und muß es den älteren Leuten überlassen, die darin mehr Einsicht haben, als ich. Doch lassen Sie uns auf andere Dinge kommen, die uns und

unsere Jugend näher angehen! In einiger Zeit wird ein Commers abgehalten werden, der in der Studentenverbindung stattfindet, zu der ich mich halte. Eigentliches Mitglied bin ich von Keiner, dazu ist mir meine persönliche Freiheit zu lieb, und ich habe auch bei meiner Aufnahme als Student durch Handschlag mich verpflichten müssen, in keine Verbindung einzutreten. Nichts destoweniger werden jedoch von der Aufsichtsbehörde solche Verbindungen stillschweigend geduldet, weil sie so natürlich eine alte Tradition unserer Universitäten und nicht wohl auszurotten sind. Ich halte mich zu den sogenannten „Burschenschaftern“, d. h. zu der allgemeinen Verbindung aller deutschen Studenten. Obwohl gerade diese von oben herab am eifrigsten verfolgt wird, befinden sich gerade in ihr die tüchtigsten und fleißigsten jungen Leute meiner Bekanntschaft. In ihr wird mit Lastern nicht geprahlt; bei ihren Versammlungen geht es so anständig zu, daß selbst ein Mädchen sie besuchen könnte. Vielleicht ist man sogar etwas zu ernst und beschäftigt sich mit Dingen, die erst dem späteren Leben der gereiften Männer aufbehalten werden sollten. Dies und ihre Allgemeinheit mag ihr vielleicht den meisten Verdacht zugezogen haben.“

„Dann werde ich Ihrem Beispiele auch folgen und mich zu dieser Verbindung halten,“ erwiderte der Jüng-

ling. „Ich kenne den Umgang mit gleichaltrigen Personen eigentlich gar nicht. Ich bin in einem vornehmen Hause von einem Hofmeister einsam erzogen worden und sehe den Umgang mit gebildeten jungen Leuten meines Alters als ein großes Förderungsmittel meiner eigenen Bildung an, wornach ich schon lange trachtete und das mir nun ohne mein Zuthun so schön erfüllt wird."

Am andern Morgen forderte der Wirth seinen Gast auf, mit ihm auf die Universität zu gehen. Am Nachmittage zuvor hatte er ihm das Verzeichniß der Vorlesungen vorgelegt und es der Wahl des Jünglings überlassen, welche derselben er versuchen wolle. Der Jüngling wählte vorläufig unter den geschichtlichen, geographischen und naturhistorischen. Er setzte sich in den Besitz einer Mappe und des nöthigen Schreibmaterials und folgte dann seinem neu erworbenen Freunde in das Universitätsgebäude, das mit raschen Schritten bald erreicht war. Dasselbe war früher die Residenz eines verstorbenen Prinzen gewesen, und ein stattliches Gebäude, namentlich in seinem Mittelgeschoß, das hohe Bogenfenster zierten. Der untere und obere Stock stand jedoch dazu in gar keinem Verhältniß. Seine beiden Seitenflügel umschlossen einen großen gepflasterten Hof. Auf der Hinterseite befand sich ein schattiger Kastanienhain, in welchem in den Zwischenstunden die Musensöhne sich ergehen konnten. Unten

im geräumigen Hauptportale, durch das man zu den einzelnen Hörsälen gelangte, war der Hauptversammlungsort der Studirenden. Hier standen sie gruppenweis in ernster oder heiterer Unterhaltung, bis die große, an der Decke des Gewölbes hängende Glocke das akademische Viertel ertönen ließ. Dann vertheilten sie sich alle rasch in die einzelnen Hörsäle. Jeder nahm seinen gewohnten Platz ein, legte die Mappe auf den Tisch und machte sich zum Schreiben bereit.

Der junge Wirth begleitete den neuen Freund in sein erstes Colleg und half ihm zurecht. Nach einigen Augenblicken erschien auch der Professor, nahm von dem Katheder Besitz und begann, nachdem die Ruhe sich einigermaßen hergestellt, den Vortrag. Jeder schrieb sorgsam nach, oder hörte aufmerksam zu, jenachdem er sich von dieser oder jener Methode den bessern Erfolg versprach. Es war ein neuer und überraschender Anblick für den, nur an einsames Studiren gewohnten Jüngling, und es gereichte ihm zum größten Genuß, dem geistreichen und ihm ganz neue Einsichten eröffnenden Vortrage der Lehrer zu folgen. Er hörte so viele und verschiedene Collegien, als er, ohne seine Thätigkeit zu sehr zu zersplittern und sich zu verwirren, nur immer hören konnte.

So waren mehrere Wochen vergangen, und der feierliche Tag, an dem, nach der Verkündigung seines Freundes, der

große Commers abgehalten werden sollte, nahte heran. Unser Jüngling hatte in den Hörsälen bereits die Bekanntschaft mehrerer jungen Leute gemacht, die ihm außerordentlich gefielen. Auch er gefiel ihnen durch seine Offenheit und Freundlichkeit, vorzugsweise aber durch den Anstand seines Benehmens. Es schien, als hätte er sich, ohne es zu wollen, eine gewisse Herrschaft über seine Bekannten erworben. Denn obwohl er eigentlich nur Gast und geduldet war, hatte die Bescheidenheit, mit welcher er seine ausgezeichneten Fähigkeiten geltend machte, und der Eindruck seiner äußeren Erscheinung ihm Aller Herzen gewonnen. Man freute sich, ihn ein Fest kennen zu lehren, das seinem bisherigen Leben so fern stand, und war neugierig, seine Meinung darüber zu hören.

Es war ein lieblicher Herbstabend, an dem er mit seinen Freunden zu dem schönsten Thore der Residenz, Arm in Arm, in den Park hinaus wanderte, der vor demselben sich ausbreitete. In dessen Vergnügungsörtern einem sollte die Feierlichkeit stattfinden. Von allen Seiten sah man fröhliche Jünglinge in den verschiedensten Kleidungen, meist alle mit schwarz-roth-goldnen Bändern um die Brust, oder eben solchen Abzeichen um die Mützen, in den weiten Hof des Festlocals einziehen. Bald waren Alle in einem großen, hellerleuchteten Saale versammelt. Der Festordner, ein schon älterer Student, im Besitze der größ-

ten Achtung seiner Commilitonen und einer ausgezeich=neten Redefertigkeit, schlug mit dem vor seinem Platze liegenden Schläger dreimal auf den Tisch und forderte die Genossen auf, an der großen Tafel Platz zu nehmen. Jeder setzte sich, wohin seine Neigung ihn führte. Ein Glas und eine Flasche Wein nach Belieben wurde Jedem bald gebracht. Als Alle versorgt und die Ruhe einiger=maßen hergestellt war, ertönte feierliche Musik und mit der höchsten Begeisterung erscholl aus den jugendlichen Kehlen das Bundeslied:

„Alles schweige!
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr u. s. w."

Demselben folgten bald mehrere andere, welche der Vorsitzende aus der Liedersammlung anzeigte. Während der Pausen zwischen den Gesängen unterhielten sich leb=haft die Nachbarn. Von hüben und drüben wurde an=geklungen und manche Brüderschaft getrunken, die im Geiste schon früher geschlossen war. Es gewährte einen wohlthuenden Anblick, so viele geistig und leiblich bevor=zugte Jünglinge in anständiger Fröhlichkeit bei einander zu sehen, die einst die Stütze der Sitte und Religion, der Gerechtigkeit und der öffentlichen Ordnung, sowie der Gelehrsamkeit ihrer Heimathsländer, vielleicht eines noch größeren Kreises werden sollten. Daran aber dachte jetzt

Niemand; Alle waren von der Lust des Augenblicks ergriffen, und in den Erinnerungen ihrer Väter und Urväter und deren Lustigkeit schwelgend, sangen sie das ewige Studentenlied: „Gaudeamus igitur“, das gesungen werden wird, so lange es noch Studenten und Universitäten in ihrer jetzigen Verfassung gibt. Auch des unvermeidlichen „Landesvaters“ wurde nicht vergessen und dabei manche neue Mütze mit dem Ehrenstiche des Schlägers geweiht, dem Träger eine süße und ehrende Erinnerung. Allmälich aber, wie die Köpfe feuriger wurden, wurden auch die Zungen beredter und die Herzen zärtlicher. Manche redeten in verschiedenen Sprachen, Andere herzten und küßten sich; Lebhafte wurden nachdenklich und Stille lebhaft. Bei Jedem äußerte sich ein kleiner Rausch auf die verschiedenste Weise. Endlich wurde das Schlußlied gesungen und der Commers durch den Vorsitzenden für aufgehoben erklärt. Alle gingen gruppenweise in der stillen Herbstnacht auf den verschiedensten Wegen durch den Park dem Thore zu, und noch manch' schönes Lied drang aus den weinfröhlichen Kehlen durch das dunkle Laubdach zu den schimmernden Sternen.

Unsern Jüngling hatte das heitere, frische Leben, der Verein so vieler strebsamen jungen Gemüther, frei von jedem Schmutze des Lasters und der Unanständigkeit, aber auch von jeden Schranken des Ranges und Standes, auf

das lebhafteste erregt. Er legte sich vollständig befriedigt auf sein Lager, den Erinnerungen des schönen Abends freien Nachklang lassend. Dieselben gingen jedoch bald in wehmüthige Betrachtungen über. Er gedachte des Glücks dieser Jünglinge, die nach einer gemeinsam frohverlebten Jugend eine gemeinsame Thätigkeit erwartete, und der geistigen Anregung, die sie dadurch empfingen. Er verglich damit die einsame Stellung, die ihm von Jugend auf zu Theil geworden, und die ihn später als Beherrscher seines Ländchens in noch höherem Maße erwartete. Und heiße Thränen rannen auf sein Kissen. Er war sehr unglücklich. „Jetzt habe ich so viele Freunde," dachte er, „später werde ich keinen einzigen haben. Doch an mir soll es wahrhaftig nicht liegen. Ich will sie mir zu verschaffen und zu erhalten suchen, wenn sie nur mir nicht untreu werden. Aber das ist der Fluch des Thrones, daß man durch ihn alle wahren Freunde verliert." Doch der Wein, der des Menschen Herz erfreut, ließ diese traurigen Gedanken nicht ferner aufkommen. Im lieblichen Traumbilde erschien ihm, mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte und von nie erlöschendem Lichtscheine umgeben, Carl August von Weimar mit seinen großen Freunden. Er sah sich im Geiste geliebt und verehrt wie dieser und schlief getröstet ein.

Unter den Besuchern der Vorlesungen, welche er

hörte, war ihm ein Mann in Militäruniform aufgefallen, der nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend stand und sich durch Fleiß und Eifer auszeichnete. Er suchte mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten, und fand einen äußerst gebildeten Mann an ihm. In einer traulichen Unterhaltung kam er auf die Offiziere, seine Kameraden, zu sprechen, von denen die Mehrzahl der jüngeren ihm ein zwischen nichtigen Vergnügungen und Thorheiten getheiltes Leben zu führen schienen, die eher alles andere, als ihren ernsten Beruf vor Augen hatten.

„Ich bin solchem Treiben gänzlich abhold," antwortete der Offizier, „will es aber nicht durchaus verdammen, halte es auch für das Ganze viel weniger nachtheilig, als es den Anschein hat. Ich selbst bin weder adelich noch reich, und kann mich weder auf die Stellung meiner Familie noch auf meinen Reichthum verlassen, es mir aber sehr wohl denken, daß ich in ihrer Lage vielleicht nicht anders handeln würde, als diese meine Kameraden. Es ist, daß ich mich so ausdrücke, ihre Studentenzeit. Wie Sie und ihre Genossen ihre Jugend austoben lassen, thun es meine Kameraden auch, nur auf andere Weise. Mit dem dreißigsten Jahre werden fast alle vernünftig, und die es nicht werden, an denen ist nicht viel verloren. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß, wenn es zu einem Kriege kommen sollte, eben diese feinen jungen Herren, die jetzt

nach wohlriechendem Oel und Pomaden duften, nur von Bällen und Reunionen sprechen und vor Geziertheit kaum verständlich reden können, alle Beschwerden des Bivouacs und Lagers willig ertragen, im eigentlichsten Sinne des Wortes, vor dem Feinde ihren Mann stehen und ihren Untergebenen in Allem mit dem besten Beispiele vorangehen werden. Es kommt dabei Alles auf den Geist an. Und der ist in ihnen, wenn er gebraucht wird. Damit gehen ihnen die Prinzen des Hauses und ihre älteren Vorgesetzten mit den erhabensten Beispielen voran. Gelehrt aber brauchen nicht alle zu sein; das mögen sie denen überlassen, die Lust und Geduld haben, es zu werden. Einer muß da dem Andern aushelfen und erst das Ganze die Brauchbarkeit bewähren."

„Ich bin Ihnen für diese Mittheilung sehr dankbar," antwortete der Jüngling, „deren Richtigkeit ich vollkommen begreife. Ich bin von Haus aus ernst und strenge, und lege diesen Maßstab auch an andere junge Leute, ohne zu bedenken, daß wir nicht Alle gleich geschaffen sind und daß auch die anscheinend Leichtsinnigsten einen tiefen Fond haben können, der nur einer ernsten Veranlassung bedarf, um sich zu offenbaren. Ihr Urtheil soll mir eine große Lehre für die Zukunft sein. Nehmen Sie," und hier reichte er ihm seine Hand, „nehmen Sie nochmals den Dank eines jungen Mannes an, der vielleicht mehr ist, als er zu sein scheint."

Der Offizier zog seine Hand nicht zurück, drückte vielmehr lebhaft die des Jünglings, und sah ihm voller Verwunderung nach, als er sich mit einem Anstande und einer Würde entfernte, die über seine höhere Stellung keinen Zweifel ließen.

Einst, an einem sonnigen Nachmittage, forderte sein Stubengefährte ihn auf, ob er ihn nicht in den Unterrichtssaal eines berühmten Professors der Malerkunst begleiten wolle. Er habe unter dessen Jüngern einen Freund, einen jungen, strebsamen Mann, den er oftmals besuche, um sich an seinen Fortschritten und denen seiner Genossen, so wie an der Kunst überhaupt zu erfreuen. Unser Jüngling willigte mit Freuden ein. Das Atelier des Malers befand sich im ersten Stockwerke eines hübschen, in einer kleinen aber lichten Seitengasse liegenden Hauses, das schon von außen an seinen Verzierungen als Freistatt der Kunst zu erkennen war. In einem großen Saale waren etwa 10—12 junge Leute vor großen Staffeleien beschäftigt, auf denen theils Skizzen, theils angefangene oder der Vollendung nahe Gemälde sich befanden. Einige von ihnen waren in Blousen gekleidet, Andere in Hemdsärmeln; Einigen wallte das lange lockige Haar ungefesselt über die Schultern, bei Anderen wurde es von einer kleinen bunten Mütze zusammen gehalten. In Haltung und Kleidung der Mehrzahl sprach sich eine

gewisse Genialität, in den Gesichtszügen Einiger ein tiefsinniger Ernst aus, der sich um Aeußerlichkeiten wenig kümmerte. Ueberhaupt gewährte der Saal dem, der ihn zum erstenmale betrat, einen sonderbaren Anblick. Dort lagen alte Schwerter und Armbrüste; dort stand das Gypsmodell eines Pferdes; neben diesem lagen wieder Modelle von menschlichen Körpertheilen. Einer lebensgroßen Gelenkpuppe von Holz waren zur Erprobung des Faltenwurfes Gewänder überhängt. Neben einer Staffelei saß, wahrscheinlich um als Modell zu dienen, ein junger Freund des Malers, mit vollem Bart, zurückgeschlagenem Hemdkragen und offener Brust. An den Wänden hingen vollendete und unvollendete Gemälde, so wie andere Geräthschaften im bunten Gemisch. Unter allem diesem wanderte zeitweilig der Professor einher, mit gestickten Schlafschuhen, grünsammtnem Schlafrock und einer dergleichen Troddelmütze, eine Cigarre rauchend, und hier und dort stehen bleibend, die Jünger unterweisend oder ihre Arbeiten kritisirend.

Der Wirth unseres Jünglings, welcher in dem Saale bereits bekannt war, wurde freudig begrüßt. Fast Jeder rief ihn zu sich, um ihm den Fortschritt seines Gemäldes zu zeigen oder sein Urtheil zu hören. Sein Freund wurde ebenfalls gern willkommen geheißen. Nicht die Gemälde, aber die Art, wie sie entstanden, war diesem

neu. Er lernte hier junge Künstler kennen, die in wenigen Jahrzehnten der Stolz ihrer Zeit werden sollten, und meistens unter Lachen und Scherzen den Grund zu ihrem Ruhme legten. Er beneidete sie von ganzem Herzen, denen es vergönnt war, ihren Beruf in der Beschäftigung mit der Kunst zu finden. Er bevorzugte in ihrer Gegenwart die Malerei vor der Bildhauerkunst.

„Mir erscheinen,“ äußerte er, „die weißen kararischen Bilder, so vollendet sie auch immer sein mögen, stets als eine Art Leichen. Ich kann mich bei dem Anblick ihrer leeren oder geschlossenen Augen, ihrer runden bleichen Glieder eines gewissen unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, das desto stärker wird, je menschenähnlicher jene Darstellungen sind. Beim Gemälde springt es sofort in die Augen, daß es nur ein Abbild sein wolle, und doch trüge es den Ausdruck des blühendsten Lebens in den Farben und den geöffneten Augen der Dargestellten. Auch eigne sich die Bildhauerkunst durchaus nicht zur Darstellung größerer Gruppen; eine Zusammenstellung von mehr als drei Gebilden mache das Ganze unbehilflich und ließe statt eines angenehmen, einen peinlichen Eindruck zurück, während ein großes Gemälde ohne Nachtheil seiner Schönheit wohl mehrere Hundert einzelne Figuren enthalten könne.“

Diese Aeußerungen nahmen die jungen Künstler

für ihn ein; denn in dem ersten Enthusiasmus der Jugend erachtet Jeder seine Kunst als die höchste. Sie ersuchten ihn wiederzukommen, und er that es, so oft sich dazu Gelegenheit darbot.

Einen ebenso großen Genuß gewährte ihm auch das Schauspiel. Die Kunstliebe des Herrschers hatte demselben kostbare Freistätten erbaut, und eine Anzahl der berühmtesten Künstler der damaligen, vielleicht auch der folgenden Zeiten verrichteten den Priesterdienst in diesen Musentempeln. Die erste Darstellung, welche er sah, war „Wallenstein's Tod". Das dunkle, ahnungsvolle Verhängniß, das über dem Haupte des großen Kriegers und Sternsehers schwebte, die elegische und so traurig zertretene Liebe seiner Thekla erfüllte den Jüngling, der Aehnliches noch nie gesehen hatte, mit einem großen und geheimen Schauer vor dem Weltengeiste, in dessen Sternen die Schicksale der Menschen unabwendbar geschrieben stehen sollten. Als er in's Freie hinaustrat, blickte er unwillkürlich zum Sternenhimmel auf, um in ihm auch sein Schicksal zu lesen. Aber er las nichts als die ewige Flammenschrift der schaffenden und erhaltenden Liebe. Sein Schicksal ruhte, das fühlte er klar, in der Hand Gottes und in seiner eignen Brust. Ebenso, doch auf ganz andere Weise ergriff ihn „Don Carlos". Die Liebe des Sohnes zur Mutter rührte ihn wenig, desto mehr

aber begeisterten ihn die Freiheit und Menschlichkeit athmenden Reden des philosophischen Marquis. Sein Wohlgefallen an dem Stücke beruhte hauptsächlich auf diesen Reden, denen sein eigenes Verhältniß noch einen besonderen Reiz verlieh. „Don Carlos“ beschäftigte seinen Geist, „Wallenstein“ sein Gemüth. Nichts aber ergriff ihn mehr als „Romeo und Julie“, jene ewige Tragödie der Liebe aller Zeiten und aller Völker. Und doch hatten die Schauspieler, welche die Hauptrollen darstellten, mit großen äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Darsteller des Romeo war ein kränklicher und schmächtiger, in seinen Stimmmitteln bereits sehr herabgekommener Mann, während Julie, die sechszehnjährige Jungfrau, mit der Wohlbeleibtheit einer Frau in den besten Jahren zu kämpfen hatte. Der Geist und das Gefühl Beider aber ließ Alles vergessen. Man hörte und sah nur den feurigen jugendlichen Liebhaber, die sechszehnjährige, in Sachen der Liebe schon so viel erfahrene Jungfrau. Beide rissen das Publikum hin. Der kleinste Funken der Liebe, der jemals in einem kalten Herzen geschlummert, wurde zur lichten Flamme angeblasen. Selbst Greise und Matronen, hinweggetragen über die Kluft der Jahre, durch das bewunderungswürdige Talent der Darsteller, fühlten sich wieder jung und liebevoll und liebebedürftig. Was mußten da die Jünglinge und Jung-

frauen fühlen, die selbst noch im Frühlinge des Lebens inmitten einer solchen Liebe standen, oder sie noch zu hoffen berechtigt waren! Von dem gewöhnlichen Beifall war keine Rede. Stumme Rührung und stille Thränen vertraten seine Stelle. Beim Schluß hörte man weder eine Thür noch einen Sessel klappen. Die Zuschauer verließen lautlos den Saal. Auch unseren Jüngling ergriff eine solche Sehnsucht nach der Geliebten seines Herzens, daß er sie kaum zu bewältigen vermochte. Er hätte am liebsten aus dem Schauspielhause hinaus durch die dunkle Nacht nach ihrem Schlosse eilen und wie Romeo auf dem Balkon zu ihr hinansteigen und sie umarmen mögen. Er bezwang zwar diese Sehnsucht, seiner Gedanken aber vermochte er nicht Herr zu werden. Er verbrachte eine schlaflose Nacht. Morgens fand er, ohne es zu wissen, sein Kissen mit Thränen befeuchtet.

Siebentes Capitel.

Am andern Mittage, als er zum Essen in das Speisehaus gegangen und, wie er es pflegte, nach Tische in den verschiedenen Zeitungen blätterte, fand er in einer derselben eine Nachricht, die seinen bisherigen Lebensplan nothwendig ändern mußte. Er las als eine Mittheilung aus seinem Vaterlande, daß man dort damit umgehe, seinen alten Oheim zum regierenden Fürsten auszurufen, wenn der eigentliche Thronerbe, für den seine Mutter bisher, und schon seit dem Tode ihres Gemahls, die Regentschaft geführt, über dessen Leben und Tod aber man, aller Nachforschungen unerachtet, bisher Gewißheit noch nicht habe erlangen können, bis zu seinem zurückgelegten einundzwanzigsten Lebensjahre nicht wieder zurückkehre.

Dieser Zeitraum, das wußte er, war in wenigen Wochen abgelaufen. Was sollte er thun? Allerdings hätte er gern in der bisherigen Weise fortlebend, sich noch mehr Erfahrungen gesammelt, die er als Fürst sich nicht erwerben konnte. Allein sollte er einen förmlichen Regierungswechsel eintreten und sein Ländchen, das er unter der Verwaltung seiner Mutter so wohl aufgehoben wußte, erst noch in die Hände seines alten, finstern Oheims gelangen lassen? Mittheilen konnte er sich gegen Niemand; er mußte also allein handeln. In dem engen Zimmer aber konnte er zu keinem festen Entschluße kommen. Er ging also hinaus in den großen Park vor dem schönen Thore, in dessen Schatten er sich so oft Trost und Erquickung geholt hatte. Die dunklen Laubgänge auf und nieder wandelnd, blickte er andächtig durch sie zum Himmel empor, dessen Zustimmung zu seinem wichtigen Vorhaben erflehend. Immer fester und fester gestalteten sich die wechselnden Gedanken, bis endlich ein Entschluß errungen war. Er wollte seiner Mutter von seinem Leben und Aufenthalte Mittheilung machen, sie um Verzeihung wegen des Kummers bitten, den er ihr durch sein Verschwinden verursacht, und sie ersuchen, ihm an einem bestimmten Tage in die nächste kleine Stadt den alten Hofmarschall, einen bewährten treuen Diener, entgegenzusenden, damit dieser sich zuvor überzeuge, daß

kein Betrug obwalte. Er ging in seine Wohnung zurück, wo er glücklicherweise seine Gefährten nicht zu Hause fand. Lebhafter als je erwachte in ihm die Liebe zu seiner Mutter und zu seiner Heimath. Aus vollem Herzen strömten seine Gefühle durch die vermittelnde Feder auf das glückliche Papier, welches, das wußte er, seine über alles geliebte Mutter mit Freudenthränen benetzen, mit tausend Küssen bedecken würde. Eine Antwort verbat er sich.

Als seine Commilitonen kamen, fanden sie ihn auffallend verändert. Sie befragten ihn nach der Ursache seiner Erregtheit. Er theilte ihnen mit, daß plötzliche Nachrichten über eine Familienangelegenheit ihn binnen Kurzem nach Hause riefen, und daß er sehr betrübt darüber sei, sie und die Stadt, der er so viel verdanke, verlassen zu müssen. Seine Freunde waren ebenfalls sehr betrübt und drangen anfangs in ihn, seine Abreise noch zu verschieben. Als er ihnen jedoch versicherte, daß er dies nicht könne, beruhigten sie sich und standen bei der ihnen bekannten Festigkeit seines Charakters von allen weiteren desfalsigen Versuchen ab. Die wenigen Tage, welche ihrem Zusammenleben noch beschieden waren, verbrachten sie im stillen Genuße ihrer gegenseitigen Freundschaft. Der Jüngling wollte sich ihnen nicht zu erkennen geben, um dadurch ihre Gefühle nicht zu beirren, und

blieb, was er bisher gewesen, der bescheidene anspruchslose Freund seiner Freunde. Eine Enthüllung sollte späteren Zeiten vorbehalten bleiben.

Am Tage vor seiner Abreise besuchte er noch einmal die Hörsäle, in denen er so viel Weisheit vernommen, und drückte den Freunden, die er sich auch dort erworben, brüderlich die Hand, sie um ein freundliches Angedenken bittend. Auch in den schönen Park ging er noch einmal hinaus, in dem er so manche einsame Stunde des Nachdenkens verlebt, um von ihm Abschied zu nehmen. Er prangte im schönsten Sonnenscheine des Frühlings, von Wagen, Reitern und Fußgängern vielfach belebt, im hellgrünen Schmucke seiner Blätter. Es war ein reizender Anblick. Der Abschied ward ihm schwer, er wußte, er würde ihn so nicht wiedersehen.

Am Morgen der Abreise hatten sich mehrere Freunde in seiner Wohnung versammelt, um ihm das Geleite zu geben. Es waren deren wohl gegen fünf. In einer großen Stadt fällt so etwas nicht auf. Auch die Jünglinge machten sich nicht auffällig. Ruhig und im Vorgefühl der nahenden Trennung gingen sie neben dem Scheidenden her, dem Thore zu, das sie eilenden Schrittes erreichten. Es war ihnen Allen wehmüthig um's Herz, dem Scheidenden aber am meisten. Er wußte, wohin er ging, was er verließ und was ihn erwartete. Die Freunde getrösteten

sich im leichten Jugendmuthe, sie würden ihn wiedersehen, sobald seine Famielienangelegenheit geordnet. Das hatte er zwar nicht versprochen, aber doch geäußert: „Ihr werdet bald von mir hören.“ Dies genügte den Freunden, um daraus die Hoffnung des Wiedersehens zu schöpfen.

Sie gingen zu demselben Thore hinaus, in das er vor nun beinahe einem Jahre mit seinem Freunde den Einzug gehalten. Was hatte er seitdem gelernt und erfahren! Die Heiterkeit seiner Genossen, die der schöne Morgen zu manchen freudigen Aeußerungen veranlaßte, verhinderten ihn dies lebhaft zu überdenken. So kamen sie, ohne es zu ahnen, zu dem ersten Meilensteine, in dessen Nähe sich der einladende Ruheplatz befand, der dem Jünglinge noch von früher her bekannt war. Seine Genossen wollten ihn noch weiter geleiten, er lehnte jedoch diesen Beweis ihrer Liebe ab und behauptete, daß hier durch die Kunst, die Alles verschöne, auch für einen passenden Abschnitt und Scheidepunkt gesorgt sei. Hier müsse geschieden werden, anders könne es so nicht geschehen. Und die Genossen folgten ihm, wie sie das immer gewohnt waren. Herzlich drückten sie dem Scheidenden noch einmal die Hand, der bereits einige Schritte entfernt wieder zurückkehrte und seine beiden Stubengefährten als ein besonderes Zeichen der Liebe an die Brust

drückte und sie küßte. Lange sahen sie sich nach, wie die entgegengesetzte Richtung ihres Weges sie schnell und immer schneller von einander entfernte. Eine Krümmung der Straße entzog endlich den Scheidenden gänzlich ihren Blicken. Nun war er allein. Mit welchen Gefühlen er den Rest des Weges zurücklegte, mögen Diejenigen ermessen, die sich in die Lage des Jünglings zu versetzen im Stande sind. Anfangs ging er in Gedanken versunken, starr und theilnahmslos der Straße nach, ohne nach rechts und links zu blicken. Da wurde er plötzlich im Graben neben der Straße eines Kindleins ansichtig, das von seiner, im nahen Felde arbeitenden Mutter zurückgelassen, nur von einem Hunde bewacht, den Schlaf der Unschuld schlief. Er stand still und blickte das Kind theilnehmend an. Der Hund blickte ihn an. Er wollte näher auf das Kind losgehen, um ihm eine kleine Münze in die Hand zu stecken. Der Hund ging auf ihn los. Er warf ihm ein Stück von seinem Morgenimbiß zu. Der Hund ließ es unberührt, obwohl sein Aussehen keine Sättigung verrieth.

„So will ich dich auch nicht verführen, du treuer Hüter," sagte der Jüngling, und dachte noch mehr, indem er seines Weges weiter ging.

Die Sonne läuft auch durch den längsten Tag, und auch der längste Weg erreicht allmälig sein Ende. Nach

kurzer Zeit befand sich der junge Fürst an dem vorläufigen Ziel seiner Reise. Er hatte die kleine Stadt erreicht, in deren einzigem Gasthof ihn der Abgesandte seiner Mutter erwarten sollte. Vor der Thür des Gasthauses stand eine Kutsche. War er da, war er nicht da? Diese Ungewißheit beengte ihm die Brust, und doch scheute er sich durch Fragen ihrer ledig zu werden. Er überschritt die Schwelle des Gasthauses und trat in die untere, für alle Gäste bestimmte Schänkstube. Er setzte sich hinter einen der Tische und ließ sich einen Trunk reichen. Nachdem er eine Weile gesessen, sah er durch eine Nebenthür einen stattlichen Mann in einfachem aber vornehmen Anzuge hereinkommen, in dem er augenblicklich den Hofmarschall seiner Mutter erkannte. Derselbe verlangte mit dem Wirthe persönlich zu sprechen, um Anstalt für ein angemessenes Mittagsessen zu treffen, ließ aber seine Blicke nur obenhin über den jungen Fürsten hinter dem Schänktische gleiten. Er erwartete dessen Ankunft in einer glänzenden Equipage, und war besorgt, dieselbe immer noch nicht eintreffen zu sehen.

Als der Hofmarschall sich entfernt hatte, um sich wieder oben auf sein Zimmer zu begeben, ging der junge Fürst ihm nach. Er klopfte an die Thür und vernahm ein mit starker Stimme gerufenes: „Herein,“ dem der

Inhaber dieser Stimme auf die Thür zugehend folgte und dieselbe von innen öffnete.

„Sie werden hier unrecht sein, junger Mann,“ bemerkte der Hofmarschall.

„Im Gegentheile, ich glaube ganz recht zu sein,“ erwiderte der Jüngling, und drang zugleich durch die nur wenig offen gehaltene Thür in das Zimmer, ehe der Hofmarschall es verhindern konnte. „Ich bin der, welchen Sie erwarten,“ sprach er und stellte sich aufgerichtet vor den Hofmarschall hin, welcher sodann einige Schritte zurücktretend, den jungen Mann aufmerksam betrachtete.

„Durchlaucht,“ sprach er dann, „Sie wären es? Ja, Sie sind es!“ rief er sich tief verneigend. „Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht erkannte. Aber wie hat die Gestalt, wie haben Züge und Stimme sich verändert; das hätte selbst der durchlauchtigsten Mutter begegnen können.“

„Lassen wir diese Entschuldigungen und Ceremonien, deren ich gänzlich entwöhnt bin,“ sprach der junge Fürst, „und kommen Sie an mein Herz, Sie getreuer Freund und Diener meiner Eltern und auch mein Freund —“

„Und unterthänigster Diener,“ ergänzte mit einer tiefen Verbeugung der Hofmarschall.

Der junge Fürst ließ ihn jedoch nicht ausreden, sondern drückte ihn mit aufrichtiger Inbrunst an sein Herz.

„Was macht meine Mutter?" war hierauf die nächste Frage.

„Ihre Durchlaucht erfreuen sich des besten Wohlseins und erwarten sehnsüchtig die Ankunft des durchlauchtigsten Sohnes. Ihrem Befehle gemäß werde ich sofort einen Eilboten an sie absenden."

„Thun Sie das zur Beruhigung des Mutterherzens und erlauben Sie mir, daß ich auch einige Zeilen hinzufüge."

Brief und Bote waren bald abgesandt und das nöthigste besprochen. Der Hofmarschall stellte seine Equipage zur Verfügung des jungen Fürsten und bedauerte sehr, daß die Zweifelhaftigkeit des Erfolges seiner Sendung ihn veranlaßt habe, eine besondere Equipage für ihn um so weniger mitzunehmen, als man geglaubt, Durchlaucht würden schon selbst in einer solchen hier eintreffen.

„Daß dies nicht geschehen, bedauert Niemand weniger als ich, lieber Hofmarschall," entgegnete der junge Fürst. „Auch beabsichtige ich nicht, Sie irgendwie zu beschränken. Fahren Sie in Gottes Namen nach Hause; wollen Sie mich jedoch bis zu einem, an der Straße liegenden Städtchen mitnehmen, das ich zu passiren habe,

so werden Sie mich aufrichtig verbinden. Ich habe dort noch eine Schuld abzutragen, die ich nicht als Fürst lösen möchte. Ich habe mich längere Zeit auf dem Schlosse des Grafen zu Lindenruh aufgehalten und da noch ein Verhältniß zu ordnen, ehe ich mich in meine Residenz zurückbegebe. Ersuchen Sie meine Mutter, daß sie mich dort in einigen Tagen abhole, ich habe sie bereits in meinem heutigen Schreiben darum ebenfalls gebeten."

Achtes Capitel.

Das kleine Landstädchen war mit den schnellen Pferden bald erreicht. Der junge Fürst trug nochmals seinem Begleiter tausend Grüße an seine Mutter auf, und bat ihn, dieselbe mit bestimmen zu helfen, ihn von Lindenruh abzuholen.

„Dazu wird meine geringe Mitwirkung nicht erst nöthig sein," erwiderte der Hofmarschall; „die durchlauchtigste Frau Mutter werden schon aus eigener Bewegung eilen, den so lange schmerzlich entbehrten Sohn wieder zu umarmen und seinen ersten Wunsch zu erfüllen."

Hierauf trennten sich der Hofmarschall und sein junger Herr; Ersterer fuhr auf der schönen Straße der Residenz des Letzteren zu, während dieser einen Fußweg nach dem Orte einschlug, wohin ihn Liebe und Sehnsucht zogen. Nach längerer Wanderung traf er in der Um=

gegend von Lindenruh ein. Mit jedem Schritte wurde ihm Alles bekannter. Endlich sah er im Abendsonnenscheine das Dorf aus seinen Obstbäumen, den Kirchthurm und das Pfarrhaus aus seinen Linden, und das Schloß aus den hohen Kastanien und schlanken Pappeln hervorragen. Auf diesem Fußsteige war er oftmals mit der Familie des Grafen und des Pfarrers gegangen; von dieser Stelle aus hatte er einst vor seinem Eintritt in den Wald, bei seiner damaligen Entfernung, zum letztenmale auf die geliebte Gegend und das Schloß zurückgeblickt, aus dem ihn eine hohe Liebe vertrieb. Jetzt zog ihn diese Liebe dahin zurück. Wie viel konnte sich seit jener Zeit verändert haben? Er wagte kaum daran zu denken. Die junge Gräfin konnte wohl schon verlobt oder gar verheiratet, der ehrwürdige Pfarrer oder seine Gattin bereits zu ihren früheren Freunden auf den Gottesacker, zwischen den selbst gepflanzten Linden, gebettet sein. Was vermag ein Jahr nicht Alles zu ändern! Nachrichten hatte er von allen den Lieben niemals erhalten. Eine seltsame Angst ergriff ihn, ehe er sich Gewißheit verschaffen konnte. Er stand wie angewurzelt und war unschlüssig, sollte er weiter gehen oder umkehren.

Da sah er von dem Dorfe her einen Jungen des Weges kommen, er erkannte ihn wieder. Es war der

Sohn des gräflichen Gärtners, den er oft im Garten gesehen und dessen etwas blödsinnige Gesichtsbildung ihm noch sehr wohl im Gedächtniß geblieben war. Als er herangekommen, fragte er ihn, wie das Dorf heiße und wem es gehöre; wie viel Kinder der Graf habe und ob sie alle noch zu Hause seien, und wie der Pfarrer heiße? Er erhielt auf alle diese Fragen zwar langsame, doch erwünschte Antworten, hätte jedoch eine solche Vorsicht nicht nöthig gehabt, der Junge erkannte den ehemaligen Hofmeister durchaus nicht wieder. Nun ward er in seinem Herzen beruhigter. Er wollte indessen, um nicht von Andern erkannt zu werden, jedenfalls den Abend abwarten, ehe er seinen Einzug in das Dorf hielt, und überlegte, wie er diesen beginnen sollte. Er ging daher noch einmal einige Schritte in den Wald zurück, legte sich in's Gras nieder und ließ von dort aus unverwandt seinen Blick auf dem freudlichen Dörfchen ruhen, das seine glücklichsten Erinnerungen umschloß. Endlich wurde es allmälig Abend. Der Ackersmann löste seine Pferde vom Pfluge und ritt singend heim; die Kinder trieben in einzelnen Gruppen die auf den Aeckern weidenden Rinder und Ziegen in ihre Ställe zurück, und von dem alten grauen Thurme tönte in langen friedlichen Zügen die Abendglocke in die Strahlen der scheidenden Sonne. Es war ein liebliches Bild der Ruhe und des stillen Glücks.

Der Jüngling heftete lange sein Auge auf dasselbe und genoß es mit vollem Genüge, denn wer weiß, sah er es je wieder so. Wenig fehlte, und er hätte geweint über das unglückliche Loos, das ihm zu Theil geworden. Er war nicht für sich, er schien nur für Andere geboren. Doch bald wieder erfüllte ihn das Gefühl seines hohen Berufs und gab ihm seine Festigkeit zurück. Behutsam näherte er sich dem Dorfe und schlich um dasselbe herum, zur Mauer des Schloßgartens in die Nähe derselben Laube, in der er an jenem letzten Abende mit Amalien gesessen. Es schien ihm, als ob in der Laube ein weißes Gewand schimmere. Er hob sich mit den Armen über die Mauer empor und erkannte Amalie. Ihr schöner Kopf war gesenkt, und mit eingeschlagenem Finger ruhten in ihrem Schooße in dem blauen Maroquinbande Matthison's Gedichte, die sie aus seiner Verlassenschaft sich als Erbtheil erwählt hatte.

Die Anstrengungen des Jünglings, sich über der Mauer zu erhalten, hatten einiges Geräusch verursacht. Sie blickte nach dem Orte hin, von woher es zu kommen schien, erhob einen leisen Schrei und lief dann eilenden Schrittes dem Schlosse zu. Unserem Jüngling pochte das Herz vor Freude. Sie war es wirklich! vielleicht seiner in Liebe und Sehnsucht gedenkend, bestimmt aber vervollständigt und verschönt durch den Schmuck eines

Jahres. Als sie in's Schloß trat, wollte man eben zur Tafel gehen. Die Mutter bemerkte die Aufgeregtheit der Tochter und fragte nach deren Ursache. Zu offen, um zu lügen, erwiderte sie: „Ich habe Herrn Müller gesehen, sein Kopf stand über der Mauer.“

Alle lachten über die Erscheinung, welche die durch irgend eine Täuschung Erschreckte gehabt, am meisten aber der junge Graf, welcher des Neckens kein Ende finden konnte, und sofort mit Flinte und Hund nach dem vermeinten Herrn Müller suchen wollte, der wohl Appetit nach den Aprikosen und Pflaumen des Gartens gehabt haben würde. Die Gräfin jedoch lachte nicht, machte vielmehr ein besorgtes Gesicht. Es war ihrem mütterlichen Scharfblicke nicht entgangen, daß Amalie mit einer stillen aber heftigen Neigung zu dem ehemaligen Hausgenossen kämpfe, und sie fürchtete den Ausbruch irgend eines, dadurch herbeigeführten körperlichen Uebels. Da sie sich jedoch durch eine fernere Unterhaltung mit der Tochter von der Richtigkeit ihrer Befürchtung überzeugt hielt, beruhigte sie sich zwar wider, nahm sich jedoch vor, mit ihrem Gemahl darüber zu sprechen, ob nicht durch eine Reise oder eine längere Entfernung diese zwecklose Jugendneigung aus dem Herzen der Tochter zu verdrängen sei.

Während sie noch hierüber nachdachte, ging unser

Wanderer um das Dorf herum, dem Pfarrhause zu. Er trat durch das offene Thor in den Hof hinein, und sah durch die erleuchteten Fenster, wie eben der alte Pfarrer sein Käppchen abnahm und es zwischen den gefalteten Händen hielt, um das Tischgebet zu sprechen. Eine dampfende Schüssel prächtiger Kartoffeln stand auf dem Tische. Der Jüngling klopfte leise an die Thür. Vorschnell, wie immer, rief das lustige Töchterlein: „Herein.“ Und der Jüngling trat ein.

„Darf ich um ein wenig Abendbrod bitten,“ sprach er mit gedämpfter Stimme.

„Julie! gib ihm doch!“ rief sofort der Alte, einen gewöhnlichen Bettler vermuthend. Aber wie erschrack die Angeredete, als sie statt des Bettlers einen stattlichen Jüngling erblickte, der ihr freundlich die Hand entgegenstreckte. Sie zögerte jedoch dieselbe anzunehmen, hob erst das Licht vom Tische, um den Gast genauer zu beleuchten, und rief sodann, die Hand annehmend: „Guten Abend, Herr Müller! Sind Sie's oder Ihr Geist?“

Das alte Ehepaar war ganz erstaunt, als sie den wohlbekannten und trotz seiner Abwesenheit oft genannten Namen hörten. Es war wirklich nicht anders, es war der leibhaftige Herr Müller. Des Fragens war nun kein Ende, und fast wäre man darüber gar nicht zum Essen gekommen, hätte der alte Herr nicht daran erinnert, daß

dem Leibe und den schönen Kartoffeln doch auch sein Recht widerfahren müsse. Julie war unerschöpflich in Vorwürfen über sein plötzliches Scheiden aus dem gräflichen Hause und in Darstellung der Trauer, die man dort darüber empfunden. Amalie vornehmlich könne es immer noch nicht vergessen. Sie aber hätte ihn schon lange vergessen, und damit geschähe ihm ganz recht; hätte er sie vergessen können, müsse auch seiner vergessen werden; das sei nicht mehr als gerechte Vergeltung. Der Jüngling versprach sich dieserhalb vollständig zu rechtfertigen, könne es vorläufig im ganzen Umfange aber nur gegen den geistlichen Herrn. Dem wolle er aber heute Abend damit nicht mehr beschwerlich fallen. Die zu hoffende vollständige Rechtfertigung wurde indessen auf Treue und Glauben als bereits erfolgt angenommen und das frühere Verhältniß als wieder hergestellt erachtet. Unser Jüngling erlangte bald das Versprechen, vorläufig von seiner Ankunft auf dem Schlosse nichts verlauten zu lassen, so sehr es auch Julie dazu drängte.

„Es wird ihr das Herz abstoßen," sagte der Vater, „und ist eine harte Prüfung für das arme Kind."

„O! ich kann auch schweigen, wenn es sein muß," antwortete das rosige Mägdlein, und stieg trällernd hinauf in das Fremdenzimmer, um dasselbe für den unerwarteten Gast herzurichten. Man unterhielt sich in der

Kürze von Allem, was während der Abwesenheit des Jünglings vorgefallen, namentlich von dem aufrichtigen Bedauern, welches man auf dem Schlosse über sein plötzliches Verschwinden geäußert. Man habe einen passenden Lehrer nicht wieder finden können, und der junge Graf sei auf die Ritterakademie gebracht worden, von der er jetzt zu den Ferien nach Hause gekommen. Nach einer Weile kehrte Julie wieder mit dem Lichte zurück.

„Es ist Alles bereit, Herr Müller!“ rief sie fröhlich; „Sie werden schlafen wie ein Prinz!“

„Das verhüte Gott; ich wünschte, ich schliefe nur wie ehemals der gräfliche Hofmeister.“

„Das wird auch wohl nicht anders geschehen, Sie müßten denn wirklich ein verwunschener Prinz sein,“ erwiderte schelmisch das Pfarrtöchterlein. „Trauen kann man Ihnen freilich nicht recht. Das erstemal kamen Sie in Sturm und Regen, mit Donner und Blitz; jetzt kommen Sie wie Nikodemus in der Nacht bei Sternenschein. Aber von Fleisch und Blut müssen Sie sein, denn stets kommen Sie, wenn das Essen auf dem Tische steht. Darin scheinen Sie einen guten Treffer zu haben.“

„So will ich denn zu Bette gehen und schlafen wie der Hofmeister, um aufzustehen wie ein Prinz,“ sprach der Jüngling, nahm das Licht und verschwand.

Alle sahen ihm schweigend nach. Die fröhliche

Wirthin meinte, der Jüngling habe den Candidaten ziemlich abgelegt und sei in der Fremde viel männlicher und lustiger geworden. Mit der Lustigkeit aber war es nicht weit her. Nachdem er das Licht ausgelöscht und es finster geworden im Gemach, legte er sich hinaus in's Fenster bis lange nach Mitternacht und schaute hinüber zum Schlosse, in dem noch einige Lichter blinkten. In dem Kirchthurme hörte er das einförmige Tik-Tak des Pendels und aus der Waldmühle trug der Nachtwind das Klappern der Räder und das Rauschen des Wehres herüber. Vom Felde her schallte das Gebell der Wächterhunde, die sich gegenseitig ermunterten. Endlich schlief Alles und auch er.

Am andern Morgen war der Jüngling nicht der erste, welcher in dem stillen Pfarrhause erwachte. Der Pfarrer hatte bereits seinen Kaffee genossen und saß, ein Buch in der Hand, in der Laube, welche früher so oft die Zeugin ihrer lehrreichen Gespräche gewesen war. Mutter und Tochter waren in der Wirthschaft beschäftigt. Nachdem ihm der Jüngling einen „guten Morgen" gewünscht und neben ihm Platz genommen, begann er sofort die Rechtfertigung seiner plötzlichen Entfernung aus dem Schlosse. Er theilte dem Greise mit, wie er gemerkt, daß sich seiner eine Neigung zu der jungen Gräfin bemächtigt, die alle seine Plane zu vernichten gedroht, und

die er deshalb, so schwer es ihm auch geworden, durchaus habe bekämpfen müssen. Eine rasche Flucht sei dazu das einzige Mittel gewesen.

„Sie haben gehandelt, wie ein Ehrenmann,“ erwiderte der Greis, und schaute hinüber auf den See, in dem eben eine wilde Ente mit vielem Geräusch sich aus dem Schilfe erhob, und dann zurück auf das Antlitz des Jünglings. „Ich muß aus vielen Anzeichen schließen, daß die von Ihnen erwähnte Neigung nicht allein Ihr Herz, sondern auch das der jungen Gräfin erfaßte. Ich rathe daher, wenn Ihnen die Ruhe derselben lieb ist, das Schloß nicht wieder zu betreten. Wie lange Sie bei uns bleiben wollen, muß ich Ihnen anheim stellen. Seitens unserer werden Sie nicht verrathen werden. Auch sind Sie seit der Zeit Ihrer Entfernung für die Dorfbewohner wohl ein Fremder geworden, so haben Sie sich in Gestalt und Wesen verändert.“

„Ihre Mittheilungen, ehrwürdiger Greis, erfüllen mich mit Entzücken,“ erwiderte der Jüngling, „und ich verehre wie immer die Weisheit Ihres Rathes. Aber hören Sie“ — und hier erfaßte er seine Rechte — „was ich Ihnen ferner zu beichten, was für ein Geheimniß ich bei Ihnen niederzulegen habe.“

Der Pfarrer sah ihn groß an, er fürchtete etwas Entsetzliches, eine That der Finsterniß zu vernehmen.

Doch bald verschwand sein Argwohn, als er in das offene Antlitz des Jünglings blickte.

„Ich war nicht der, der ich schien. Was Ihr Töchterlein gestern scherzend mir andichten wollte, bin ich wirklich: ein Prinz, ein armer, unglücklicher Prinz."

Der Greis blickte ihn verwundert an, als hegte er Zweifel an der Gesundheit seiner Sinne.

„Sie sind ganz in Ihrem Rechte, wenn Sie meinen Worten nicht Glauben schenken wollen," antwortete ruhig der Jüngling, „und doch vermag ich Ihnen meine Behauptung nur durch mein Wort zu beweisen. Vielleicht erinnern Sie sich noch aus den öffentlichen Blättern, daß zu jener Zeit, als ich zuerst in ihrem gastlichen Hause einsprach, der Erbprinz eines benachbarten Ländchens plötzlich auf unerklärliche Weise verschwand."

„Dessen erinnere ich mich noch sehr wohl," antwortete der Pfarrer; „das unerhörte Ereigniß machte damals viel von sich reden, und wenn ich nicht irre, haben wir auch damals selbst darüber gesprochen."

„Dieser Erbprinz bin ich," entgegnete der Jüngling. „Der lebhafte Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen, wie es eigentlich in der Welt zugeht, der Drang, für mich und meine künftigen Unterthanen zu lernen, was ich als Fürst nicht lernen gekonnt hätte, überwog meine kindliche Liebe und bestimmte mich der besten Mutter einen

Schmerz zuzufügen, den ich mir zu meinem und meiner künftigen Unterthanen Glück nicht ersparen konnte. Mein Zweck ist jetzt ziemlich erreicht. Ich habe aber noch einen fast eben so hohen zu erreichen. Ich glaube die Verpflichtung gegen mein künftiges Ländchen zu haben, ihm eine Landesmutter zu geben, die mit mir dieselben Gesinnungen der Menschlichkeit hegt, die ich von ganzer Seele liebe und die mich wieder von ganzer Seele liebt — aber nicht den Fürsten, sondern den Menschen in mir. Dies weibliche Wesen, oder sage ich lieber, dieser Engel ist Amalie, die junge Gräfin."

Nach diesen Worten des Jünglings erhob sich der ehrwürdige Greis von seinem Sitze, seine Augen erglänzten vom Feuer der reinsten Bewunderung, und während er dem jungen Fürsten eine ehrerbietige Verbeugung machte, entgegnete er: „Ich setze in Ihre Rede nicht das geringste Mißtrauen; ich habe Sie früher als einen wahrheitsliebenden, edlen jungen Mann kennen gelernt und an keinem ihrer Worte gezweifelt. Jetzt setze ich in Ihr Fürstenwort keinen Zweifel. Seien Sie gedankt für die Ehre, welche Sie mir und meinem geringen Hause erwiesen, und für das Vertrauen, welches Sie mir geschenkt haben. Verzeihen Sie aber auch Manches, was Ihnen hier widerfahren und, allerdings ohne unsere Schuld, Ihrer hohen Stellung nicht angemessen war."

„Sie haben wegen Nichts um Entschuldigung zu bitten, ehrwürdiger Greis," erwiderte der junge Fürst, und küßte ihm, noch ehe dieser es verhindern konnte, ehrerbietig die Hand. „Sie und Ihre Familie und die gräfliche drüben haben mich behandelt, wie nach der Lehre des von Ihnen verkündeten Evangeliums ein Mensch den andern behandeln sollte. Ich nur habe um Verzeihung zu bitten, daß ich sie Alle täuschte. Dafür aber werde ich wohl aus den Gründen, warum ich es that, Verzeihung bei Ihnen gefunden haben und auch bei den Uebrigen finden. Sie edler und einfacher Verkünder des göttlichen Wortes, haben in meine Angaben keinen Zweifel gesetzt. Wird das aber auch ebenso auf dem Schlosse geschehen? Und doch liegt mir viel daran, daß es geschehe. Ich könnte vielleicht, käme ich selber so beweislos für meine Behauptung zu den Gräflichen, eine Verlegenheit herbeiführen, die ich ihnen und mir gern ersparen möchte. Wollten Sie daher wohl die Gewogenheit haben, die Familie auf dem Schlosse von meinem wahren Stande in Kenntniß zu setzen und sie auf mein Erscheinen und dessen Zweck vorzubereiten, Sie würden Ihren Wohlthaten gegen mich die Krone aufsetzen."

„Ich will es versuchen, Durchlaucht," antwortete der Greis; „aber der Herr Graf ist ein feiner, diplomatischer Mann, ein Kind dieser Welt; sein Glaube ist

vielleicht nicht so stark als der meinige. Wer weiß, wie er die Sache ansieht. Es ist jedenfalls gut, daß ich zuvor allein gehe."

„Nun aber noch eine Bitte," fügte der Jüngling hinzu. „Für Ihr freundliches Haus verbleibe ich noch immer der Candidat Müller. Ich würde als Fürst mich hier nicht heimisch fühlen; lassen Sie mich die goldene Freiheit noch so lange als möglich genießen. Und nun Glück und Gottes Segen zu Ihrem Gange!"

Während der greise Seelsorger Hut und Stock nahm, um auf das Schloß zu wandern, ging der Gast in die Laube vor dem Hause, wo seine freundliche Wirthin und deren Tochter mit Vorbereitungen für den Mittagstisch beschäftigt waren.

„Also der Vater geht als Ihr Gesandter auf's Schloß?" fing die letztere neckend an; „da hätten Sie mich lieber schicken sollen. Ich hätte die fröhliche Botschaft: „Herr Müller ist wieder da," schon eher in Umlauf gebracht. In jedes Haus hätte ich sie hinein gerufen, und so wäre sie wahrscheinlich noch vor mir in's Schloß gelangt. Auch wird der gute Vater nur die Hälfte der Botschaft ausrichten, die beste Hälfte behält er entweder für sich oder kennt sie gar nicht erst."

„Du bist ein thörichtes Kind," versetzte etwas ernst

die Mutter, „und schwätzest, wie es Dir in den Sinn kommt. Sie kennen Sie ja, Herr Müller; ein Jahr hat ihren Unbedacht nicht gemindert.“

„Das würde ich auch sehr bedauern,“ antwortete der galante Gast, und bat, ihn an der Beschäftigung des Bohnenabfädelns Theil nehmen zu lassen.

„Aber mit dem Schneiden wissen Sie sich keinen Rath,“ antwortete Julie lustig; „das lassen Sie unterwegs, wir würden sonst schönen Häckerling essen müssen.“

Als die Mutter einmal auf längere Zeit die Laube verließ, besprachen der Jüngling und Julie die Aufnahme, welche die Botschaft von seiner Wiederkehr auf dem Schlosse finden würde. Jeder hatte darüber seine eigene Meinung, und Julie malte nach ihrer Art die Empfangsfeierlichkeit in das entschieden Lustige, während der Jüngling, tiefen Ernst im Herzen und ganz wo anders mit seinen Gedanken, dennoch zu dem mit halben Ohren Gehörten seine Zustimmung gab, und sich dadurch die Bezeichnung eines sehr vernünftigen jungen Menschen erwarb, der während seiner Abwesenheit viel gescheidter geworden wäre.

Endlich hatte der geistliche Herr, nicht ohne manche Ansprache auf dem Wege, das gräfliche Schloß erreicht, wo er die Familie noch beim Frühstücke versammelt fand.

Er wurde sofort vorgelassen. Sein Erscheinen zu so ungewöhnlicher Zeit erregte allerdings einige Neugier. Namentlich gerieth die junge Gräfin in eine nicht zu verbergende Aufregung, indem sie den Besuch des Pfarrers mit der gestrigen Erscheinung in Verbindung brachte. Der Geistliche entschuldigte zuvörderst seine Störung, und begann, nachdem er von dem angebotenen Platze Gebrauch gemacht und der junge Graf ihm Hut und Stock abgenommen, seinen Vortrag mit allgemeinen Bemerkungen über die sonderbaren Fügungen des Schicksals. Endlich rückte er mit der Nachricht heraus, daß Herr Müller wieder da sei. Der junge Graf hüpfte vor Freuden hoch auf und wäre am liebsten gleich nach dem Pfarrhause gelaufen. Dem Grafen selbst kam diese Nachricht offenbar sehr ungelegen; er war jedoch zu fein, dies zu äußern, und erging sich nur in allgemeinen Redensarten. Die Gräfin meinte dagegen, daß es am klügsten scheine, Herr Müller knüpfe das einmal so von selbst und ohne alle Veranlassung ihrer Seits abgebrochene Verhältniß nicht wieder an. Nur Amalie äußerte gar nichts; sie blickte stillschweigend auf den Grund ihrer Tasse, als wollte sie daraus ihr Schicksal erfahren, während die Augen der Mutter scharf auf sie gerichtet waren. Die dadurch entstandene Pause benutzte der Pfarrer den Grafen um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten.

Diese Bitte wurde sofort gewährt, indem der Graf den Geistlichen in sein Zimmer führte. Hier theilte er nun dem Grafen mit, was ihm der junge Fürst eröffnet hatte. Diese Mittheilung machte auf den Grafen einen durchaus peinlichen Eindruck. Er wußte nicht, sollte er ihr Zweifel oder Glauben schenken und dadurch den alten Herrn eben so sehr als den jungen Fürsten beleidigen. Das Verschwinden des jungen Fürsten zu der angegebenen Zeit war ihm zwar ebenfalls bekannt, wie es denn damals ein vielfach besprochenes Ereigniß war. Es schien ihm auch, wenn er die ganze Erscheinung seines ehemaligen Erziehers und den Grad dessen geselliger Bildung und sein Benehmen sich in's Gedächtniß zurückreif, als hätte derselbe sehr wohl ein und dieselbe Persönlichkeit mit dem verschwundenen Prinzen sein können. Es war ihm aber rein undenkbar, wie aus einer bloßen Laune (er hielt es wenigstens dafür) ein Fürst sich seiner angebornen Rechte entäußern, und hätte dienen können, anstatt zu herrschen. Was er zu der Bewerbung um seine Tochter sagen sollte, wußte er vollends nicht. Er wollte sich eben so wenig von einem Abenteurer täuschen lassen, als den künftigen Beherrscher eines nicht unbedeutenden Ländchens durch eine Weigerung beleidigen und seiner geliebten Tochter eine Stellung verscherzen, wie sie ihr nie glänzender zu Theil werden konnte. Er griff daher zu

dem gewöhnlichen Auskunftsmittel und bat um Aufschub, indem er sich erst mit seiner Gemahlin besprechen wolle. Der geistliche Herr fand dies ganz in der Ordnung. Er versprach gegen Abend wieder zu kommen, bis dahin aber den jungen Fürsten zu vermögen, das gräfliche Schloß nicht zu besuchen.

Als er mit dem Grafen das gemeinschaftliche Zimmer wieder betrat, um Hut und Stock zu nehmen und sich zu verabschieden, gewahrte die Gräfin an dem Gesichtsausdrucke Beider, daß etwas Wichtiges zwischen ihnen verhandelt worden sein müsse. Die junge Gräfin bemerkte gar nichts; sie saß noch immer regungslos da, mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt, dessen Nadeln vor innerer Bewegung der Strickenden an einander klangen und fast jede Masche verfehlten. Sie ahnte, daß es sich hier um sie, um das ganze Glück handle; in welcher Weise aber, das ward ihr freilich nicht klar. Nachdem der geistliche Herr sich entfernt hatte, ersuchte der Graf seine Gemahlin, ihn in sein Zimmer zu begleiten, und gab ihr dazu den Arm. Diese Gelegenheit benutzte die junge Gräfin, um unter dem Vorwande des Ankleidens sich ebenfalls zu entfernen und auf ihr Zimmer zu gehen. Dort machten sich ihre Gefühle durch einen Thränenstrom Luft, der ihr nach und nach ihre äußere Ruhe wiedergab. Sie that, was sie sonst zu thun gewöhnt war, und stellte

sich dann sinnend an's Fenster, die große Lindenallee hinabsehend, die nach dem Pfarrhause führte. Plötzlich wirbelte am Ende derselben ein ungewöhnlicher Staub auf. Sie sah zwei Kutschen mit reich gallonirter Dienerschaft auf das Schloß zufahren, von denen eine mit vier, die andere mit zwei Pferden bespannt war. Bekannte schienen es nicht zu sein, auch war es für einen bloßen Höflichkeitsbesuch noch zu früh. Sie wollte nichts hören und sehen, und ruhig abwarten, bis sie gerufen würde. Sie nahm daher ein Buch, setzte sich auf's Sopha und versuchte zu lesen. Ihre Gedanken aber waren nicht bei dem Buche; sie lauschte auf jeden Tritt, ob man sie nicht rufen würde. Hätte sie nur einen Augenblick länger am Fenster gestanden, so würde sie aus der ersten Kutsche eine stattliche Dame, den geistlichen Herrn und Denjenigen haben aussteigen sehen, mit dem ihre Gedanken sich stets, heute aber vorzugsweise beschäftigten.

Als nämlich unser junger Freund noch mit Julien in der Laube am Pfarrhause saß, machte diese ihn darauf aufmerksam, daß es auf dem alten Steindamme vor dem Dorfe, zwischen den beiden Seen hindurch, gewaltig rumple und ein ungewöhnlich rasch fahrender, schwerer Wagen im Anzuge sein müsse. Der junge Fürst sprang ahnungsvoll auf und lief an's Hofthor. Er gewahrte auch wirklich zwei Wagen, an deren einem er, als sie

näher kamen, mit klopfendem Herzen sein Familienwappen erkannte. Und bald erkannte er noch mehr: es war seine Mutter, und hinter ihr der Hofmarschall. Sie hatte Wort gehalten. Als die Wagen an das geschlossene Heck des Dorfes kamen und zu dessen Eröffnung halten mußten, sprang der Jüngling hinzu, riß den Schlag der ersten Kutsche auf, und lag augenblicklich in den Armen seiner fürstlichen Mutter, deren Hand und Mund mit tausend Küssen bedeckend. Die ausreichendste Verzeihung war bald erlangt. Er blieb neben ihr im Wagen sitzen und fuhr mit ihr den Weg zum Schlosse hinauf. Unterwegs nahmen sie auf Ansuchen des jungen Fürsten auch den Pfarrer auf, der auf seiner Rückkehr zum Pfarrhause das Ende der Allee bereits erreicht hatte und bald vorgestellt war.

Als die beiden Wagen vor dem Schlosse hielten, währte es lange, ehe die Anmeldung angenommen werden konnte. Endlich kam ein Diener die Treppe mit der Entschuldigung herunter, daß Herr und Frau vom Hause lange nicht hätten aufgefunden werden können, daß sie es sich aber zur großen Ehre rechnen würden, Ihro Durchlaucht sogleich zu empfangen. Hochdieselben möchten jedoch entschuldigen, wenn die Herrschaft durch ihre Morgenkleidung noch verhindert sei, wie es der Anstand gebiete, persönlich an der Treppe zu empfangen. Der junge

Fürst sprang sofort aus dem Wagen, hob seine Mutter aus demselben und führte sie in den Empfangssaal, dessen Flügelthüren zwei Diener öffneten. Der Pfarrer und der Hofmarschall folgten. Der junge Fürst benutzte die Zeit bis zur Ankunft des Grafen und der Gräfin, um seine Mutter mit dem ehrwürdigen Geistlichen, sein Verhältniß zu ihm und dessen Familie näher bekannt zu machen. Auch setzte er die geliebte Mutter, während er dabei oftmals ihre Hände mit der größten Innigkeit küßte, von seiner Liebe zu der jungen Gräfin in Kenntniß, und bat um ihre Fürsprache für seine Bewerbung. Endlich öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und der Graf, seine Gemahlin am Arm, trat in den Saal. Sie verneigten sich tief vor der fürstlichen Witwe und hießen sie freudig willkommen, für die große Ehre dankend, die sie ihrem Hause erwiesen. Der Graf machte alsdann auch den übrigen Herren, namentlich dem Hofmarschall, den er bereits von früher her kannte, seine Verbeugung und hieß sie ebenfalls willkommen. Nur gegen seinen ehemaligen Hausgenossen, den jungen Fürsten, that er zurückhaltend und richtete kein Wort des Empfanges an ihn. Er schien offenbar im Zweifel, wie er sich gegen ihn verhalten sollte.

Endlich begann, dies bemerkend, die Fürstin: „Ich denke, mein Sohn sollte Ihnen nicht fremd sein, Herr

Graf; er ist ja, so viel ich weiß, längere Zeit Ihr Hausgenosse gewesen und Ihrem Hause zu großem Danke verpflichtet."

„Ich wagte Ihro Durchlaucht daran nicht zu erinnern," erwiderte der Graf mit einer Verbeugung gegen den jungen Fürsten; „da Sie es aber selbst zu wünschen scheinen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie daran durch die Bitte erinnere, uns zu verzeihen, wenn Manches nicht so war, wie es hätte sein sollen. Unsere Schuld war das nicht, Durchlaucht."

„Nicht Sie, Herr Graf, haben mich — ich habe Sie und Ihre Familie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie täuschte, namentlich, daß ich Sie so plötzlich und anscheinend unartig verließ. Das aber hatte einen tiefen Grund und deshalb muß ich mich noch besonders rechtfertigen. Es ist Ihnen vielleicht nicht verborgen geblieben, daß mich, gefesselt durch so viel Tugend und Schönheit, eine tiefe Neigung zur jungen Gräfin Amalie erfaßte. Sie, die Sie den Gegenstand meiner Neigung näher kennen, werden dies leichter verzeihlich finden, als meine gnädige Mutter. Ob diese Neigung erwidert wurde, weiß ich mit Bestimmtheit nicht, jedoch glaubte ich es aus einigen Anzeichen schließen zu dürfen. Allerdings hätte ich mich schon damals erklären können, ich hatte jedoch noch den

Plan vor mir, den ich nun ausgeführt habe und den ich um alle Schätze der Welt nicht aufgegeben hätte. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als zu hoffen und — scheiden, und dazu forderte mich, für ihren eigenen Frieden besorgt, wenn ich sonst ihre Andeutung recht verstanden habe, die junge Gräfin selber auf. Jetzt sind alle diese Hindernisse beseitigt; aber dennoch fehlt mir noch viel, die Einwilligung fast Aller, die über mein Loos zu entscheiden haben. Meine gütige Mutter hat mir dieselbe bereits ertheilt, indem sie mir in der Wahl meiner Lebensgefährtin, ihrem Versprechen gemäß, gänzlich freie Hand ließ. Wie Sie erfahren haben werden, verehrter Herr Graf und Frau Gräfin, trete ich in kurzer Zeit die Herrschaft über mein Ländchen an, die so lange in den weichen Händen meiner durchlauchtigsten Mutter so wohl geruht hat. Ich erachte es für meine Pflicht, mit dem Regierungsantritt auch ein vollständiger Mensch zu werden, und deshalb mit demselben meine Vermählung zu verbinden und nach schöner bürgerlicher Sitte einen eigenen Hausstand zu begründen. Die Ehe ist die Hauptstütze des Staates, und damit soll der Herrscher seinen Unterthanen, wie überall mit dem besten Beispiele vorangehen. Ueber meine Persönlichkeit sind Ihnen hoffentlich jetzt alle Zweifel geschwunden. Ich erlaube mir also die Frage an Sie, verehrtes Elternpaar, zu richten, ob Sie

mir Ihre Tochter Amalie, die Einwilligung derselben vorausgesetzt, zur ehelichen Gemahlin, zur geehrten und geliebten Gefährtin meines Lebens geben wollen?"

Der Graf sah fragend die Gräfin an, welche vor Bestürzung kein Wort zu äußern und sprachlos nur den Kopf zur Bejahung zu neigen vermochte.

„Wir müssen allerdings erstaunt sein über diesen Antrag," entgegnete mit einer tiefen Verbeugung der Graf, „und über die Ehre, welche unserem Hause dadurch widerfährt. In der Voraussetzung, daß der Fürst kein anderer sein werde, als der hochgeachtete Lehrer unseres Sohnes gewesen, und daß auch unsere Tochter darein willige, beantworten wir die uns so überraschende Bewerbung Euer Durchlaucht mit einem freudigen „Ja". Zwar fehlt noch die Einwilligung eben dieser, als der Hauptbetheiligten, ich hoffe indessen, daß meine Tochter wissen wird, was sie dem Glanze ihrer Familie schuldig ist. Meine Gemahlin wird die Gewogenheit haben, mit ihr darüber Rücksprache zu nehmen."

Während die Gräfin sich entfernte, erhob sich die Fürstin vom Sopha und ging, ihren Sohn an der Hand, auf den Grafen zu. „Lieber Herr Graf," sprach sie, „es handelt sich hier nur um die freie und ungezwungene Einwilligung der jungen Gräfin, ohne die ein wah-

res Eheglück nicht bestehen kann. Wirken Sie nicht auf Ihre Tochter durch Ihr väterliches Ansehen ein, lassen Sie dieselbe sich selbständig entscheiden, darum bitte ich dringend. Der Wunsch meines Sohnes ist persönlich auch der meinige. Und was das Staatsrecht anbetrifft, so ist Ihre Familie, so viel ich weiß, ebenso alt als die unsere, und früher ebenfalls souverain oder reichsunmittelbar gewesen. Einer Verbindung meines Sohnes mit der jungen Gräfin steht also auch in dieser Beziehung kein Hinderniß entgegen. Es kommt daher einzig und allein nur noch auf die Einwilligung der Braut an."

Während sie diese Worte gesprochen, trat die Gräfin, ihre Tochter an der Hand, in den Saal. Im einfachen weißen Kleide, das von der schlaflosen Nacht und dem Kummer der Liebe bleiche Gesicht geröthet von der höchsten Freude des Lebens und der holdesten Scham, trat die junge Braut, ganz in sich geschlossen wie eine knospende Rose, vor die harrende Versammlung. Aller Augen waren auf sie gerichtet, besonders die der Fürstin, die ihrem Sohne einen Blick des Beifalls zuwinkte.

„Meine Tochter," erhob sodann, gegen sie vortretend, der Graf die Stimme, „der junge Fürst, den Du als einfachen Lehrer Deines Bruders und unser Aller Freund kennen gelernt hast, wirbt mit Bewilligung sei-

ner durchlauchtigsten Frau Mutter um Deine Hand, um Dich zu seiner ebenbürtigen Gemahlin zu machen. Bist Du damit einverstanden, so beantworte frei und ungezwungen diese Frage."

Die Angeredete aber verbarg sich, überwältigt vor Liebe, Scham und Ueberraschung, an die Brust ihrer Mutter. Zu sprechen vermochte sie nicht, sie legte nur die eine Hand auf das Herz, die andere streckte sie, ohne aufzublicken, dem jungen Fürsten entgegen. Nach einer Weile der feierlichsten Stille trat dieser auf die junge Gräfin zu und erfaßte ruhig, aber mit Inbrunst die dargebotene Hand. Als sie dieselbe nicht zurücknahm, bedeckte er sie mit den feurigsten Küssen, zog die junge Gräfin, die keinen Widerstand leistete, an sich und drückte auf ihren Mund den ersten, heiligen Kuß der Liebe und der Verlobung. Er nahm sie dann bei der Hand, stellte sie sich zur Rechten und machte mit ihr allen Anwesenden eine tiefe und stumme Verbeugung. Sodann führte er die junge Braut seiner Mutter entgegen, die sie ebenfalls in die Arme schloß und küßte und segnend ihre Hände auf beider Häupter legte. Hierauf trat der junge Fürst auch zu dem gräflichen Ehepaare heran, küßte der Gräfin ehrerbietig die Hand und umarmte den Grafen lange und stürmisch. Nachdem dies geschehen, begab er sich zuerst zu dem alten Pfarrherrn, der ganz hinten in einer Fensternische

stehend, mit gefalteten Händen den ungewöhnlichen Vorgang betrachtet hatte. Er führte ihm seine Verlobte im freudigsten Triumphe zu; Jeder von ihnen ergriff eine Hand des würdigen Dieners Gottes und küßte sie ehrerbietig. Dann stellte er die junge Gräfin der Umgebung seiner Mutter vor und nahm deren Glückwünsche entgegen. Nach diesem Allem ergriff der Graf wieder das Wort.

„Wir sind hier," sprach er, „eine durch die sonderbarste Ueberraschung zusammengeführte und erfreute Gesellschaft. Uns, wenigstens mir und meiner Gemahlin und Tochter, fehlen aber noch zwei treue Freundinen, ohne deren Gegenwart wir das heutige fröhliche Fest nicht vollständig glauben begehen zu können. Erlauben Eure Durchlaucht," sprach er alsdann zur Fürstin gewandt weiter, „daß wir dieselben einladen dürfen, an unserer Freude Theil zu nehmen?"

„Ich willige nicht nur darein, sondern ich bitte sogar, daß der Herr Pfarrer sich meines Wagens bediene und die Seinigen damit abhole," erwiderte leutselig die Fürstin.

Alle Einreden des würdigen Herrn, den Rückweg gewohnter Weise zu Fuß antreten zu können, waren vergeblich. Er mußte in die fürstliche Kutsche steigen, die in

wenig Augenblicken, zum großen Schrecken der Pfarrfrau und ihres Töchterleins, aber zur großen Verwunderung des sämmtlichen Hausgesindes und des Dorfes vor dem stillen Pfarrhause hielt. Ein fürstlicher Bedienter in glänzender Livrée öffnete den Schlag und half dem geistlichen Herrn hinaus, der gar nicht wußte, wo er in seiner Erzählung beginnen sollte. Julie hatte sich schon längst den Kopf darüber zerbrochen, wem die beiden Kutschen gehören mochten, die so rasch auf dem Steindamm vorbeifuhren und ihr urplötzlich ihren Gesellschafter entführten. Jetzt war ihr Alles klar, oder vielmehr auch nicht. Es schien wie ein Traum aus Tausend und Einer Nacht. Während des Ankleidens rief sie einmal über das andere ihrer Mutter zu: „Sagte ich nicht, es war ein verwunschener Prinz, sagte ich das nicht? Ach! nun weiß ich gar nicht, wie ich mich benehmen soll; ich habe noch nie mit einem wirklichen Prinzen gesprochen. Ach, meine Amalie!“

„Und nun gar in der fürstlichen Equipage abgeholt zu werden,“ setzte die alte Pfarrerin hinzu, und vergaß ihren grünseidenen Sonnenschirm und ihren großen Strickbeutel, der freilich auch heute ganz unnöthig war. Bald war die geistliche Familie in die fürstliche Kutsche gebracht. Julie lehnte weit zum Schlage hinaus, damit die Leute im Dorfe sehen, in welcher glänzenden Equi=

page sie abgeholt würden. Es sah sie aber fast Niemand; die Leute hatten in der Mittagszeit sich alle auf dem Schloßhofe versammelt, wo der junge Fürst, Amalien an der Hand, zu ihnen trat und sich und seine Braut ihnen vorstellte. Es war ein allgemeiner Jubel, ein allgemeines Beglückwünschen. Auf dem Schlosse fand eine einfache Festlichkeit statt, wie sie unvorbereitet sich anordnen ließ.

Neuntes Capitel.

Am andern Morgen verließ die Fürstin mit ihren Cavalieren das Schloß, um in der Residenz Vorbereitungen für den feierlichen Empfang des jungen Fürsten zu treffen. Er selbst verblieb noch einige Zeit in dem freundlichen Lindenruh, um die letzten Tage seiner Freiheit und die ersten seiner erklärten Liebe in vollen Zügen genießen zu können. Da kein äußeres Abzeichen seines Ranges ihn kenntlich machte und er selbst sich alle Mühe gab, denselben vergessen zu machen, er in der Erinnerung auch noch immer als der frühere bescheidene Hausgenosse vor den Seelen der Familienglieder und des traulichen Pfarrhauses stand, so gelang ihm dies auch vollkommen. Am wenigsten vermochte indessen der Graf in den herzlichen Ton einzustimmen. Er war stets zurückhaltend und ehrerbietig gegen den fürstlichen Eidam, obgleich dieser

vorzugsweise gegen ihn Alles aufzubieten suchte, ihn umzustimmen.

Die wenigen Tage waren von dem schönsten Wetter begünstigt. Es war noch einmal Alles wie früher, nur daß Amalie jetzt frei und offen an der Seite des fürstlichen Jünglings einherschritt oder an dessen Arme hing. Alle lieben alten Plätze wurden noch einmal besucht und dabei niemals die geistliche Familie vergessen. Mindestens waren die Pfarrerin und ihr lustiges Töchterlein stets die Begleiterin der gräflichen Familie auf deren Spaziergängen. Es waren noch seelige Tage. Pfeilschnell verflossen sie den Glücklichen. Der junge Fürst hatte von seiner Mutter die Gewährung der Bitte erhalten, mit seiner jungen Braut zugleich den feierlichen Einzug in seine künftige Residenz halten zu dürfen, weil er sie zugleich mit sich, seinen Unterthanen vorstellen wollte. Die gräflichen Eltern sollten sie dahin begleiten und sodann mit ihr bis zur wirklichen Vermälung wieder nach Lindenruh zurückkehren. Der Tag der Abreise nahte, ehe man es sich versah, viel zu rasch auch für die unerläßlichsten Vorbereitungen, die dafür noch zu treffen waren. Am Abend zuvor ging der junge Fürst noch einmal mit seiner glücklichen Braut in das stille Pfarrhaus, um von dessen biederen Bewohnern längeren Abschied zu nehmen. Sie trafen sie alle im Garten sitzend, und setzten sich zu ihnen —

der junge Fürst nicht anders, wie immer, die geistliche Familie auch nicht anders. Es gab einen Abschied zwischen gleichgestimmten Seelen, der Fürst blieb da ganz aus dem Spiele. Und wirklich war der junge Fürst im Vollgefühl seines Glückes liebenswürdiger als jemals. Er neckte sich wie sonst mit Julien und versprach sie zum Hoffräulein seiner künftigen Gemahlin zu machen, wie sie ihn zum Candidaten gemacht und ihm die schöne Hofmeisterstelle verschafft habe, die nun solche Frucht getragen. Mindestens lud er sie zu einem Besuche auf den nächsten Carneval ein. Die alte Pfarrerin vergaß sich ob dieser Versprechungen nicht wenigemal, und konnte mit Knixen und „außerordentlichen Ehren" kein Ende finden, so sehr der junge Fürst auch dagegen wehrte. Der würdige Pfarrherr sprach viel von den wunderbaren Wegen der Vorsehung, und wie ihm selber Alles wie ein schöner, schöner Traum erschiene, der weithin sein Alter erleuchte; wie er gerne noch länger leben möge, um zu erfahren, was ein vortrefflicher Mensch auch für ein Fürst sein werde.

Als es endlich zum Scheiden kam, weinten Alle. Der alte Pfarrer legte segnend seine Hände auf das jugendliche Brautpaar. Es war eine feierliche Stille. Alle hielten schweigend und unwillkürlich die Hände gefaltet, bis der Geistliche ein kräftiges „Amen" ertönen ließ.

Amalie konnte sich von ihrer geliebten Julie nicht losreißen. Sie flog wieder und immer wieder zu derselben zurück, bis der Bräutigam sie ernstlich bei der Hand nahm und sie, nicht ohne Gewalt, fortführte. Stumm und in heiliges Schweigen versunken gingen sie die Allee zum Schloße hinauf, wo man sie bereits lange erwartet hatte.

Am andern Morgen fuhren der junge Fürst und die gräfliche Familie nur in einer Kutsche fort. Er und seine junge Braut nahmen, trotz allen Sträubens des Grafen dagegen, den Rücksitz ein. Der Himmel regnete und verhüllte jede Aussicht. Man konnte nicht einmal das Pfarrhaus erblicken. Die Natur war in Trauer und ließ einen leisen Anhauch davon auch auf die Reisenden fallen. Gegen Mittag klärte sich jedoch das Wetter wieder auf, und die Gegend strahlte um so fröhlicher in dem vom Regen erfrischten Grün. Nachmittags gelangte man an das kleine Städtchen, das wir aus dem Beginne der Erzählung kennen. Es war die Grenzstadt, die erste in dem Ländchen des Fürsten. An dem festlich geschmückten Thore hielt ein sechsspänniger Galawagen. Der Hofmarschall und mehrere höhere Beamte seines Ländchens empfingen den künftigen Herrscher und seine Braut, und die am Thore versammelte Menge jauchzte ihm zu. Ihn rührte das wenig; er kannte die Volksgunst, aber die

Gräfin und die junge Braut weinten vor Freude und Rührung, als sie den sechsspännigen Wagen bestiegen. Der Graf machte ein sehr feierliches Gesicht. Der Hofmarschall lud den jungen Fürsten ein, in dem Gasthofe des Städtchens die Kleidung zu wechseln und den Uniformrock nebst Stern anzulegen, den er zu diesem Zwecke mit sich führe. Der junge Fürst aber verweigerte es.

„Ich herrsche nicht über Soldaten," sagte er, „sondern über Bürger. Für gewöhnlich bin ich deren Fürst und nur im Nothfalle Soldat. Erscheine ich an der Spitze meines kleinen Heeres, werde ich auch in dessen Uniform erscheinen, sonst aber nicht. Da jedoch in den Augen der Menge jeder Stand seine Abzeichen haben muß, so erlauben Sie mir, daß ich den Stern von der Militairuniform ab und an meinen Bürgerrock hefte. Meinetwegen geschieht das auch nicht."

Und nun ging es im langsamen Zuge durch die mit Kränzen und Fahnen geschmückte Stadt unter nicht enden wollendem Jubel der Menge. Auf der andern Seite der Stadt klapperte fröhlich eine Mühle. Es war dieselbe, die wir ebenfalls aus dem Beginn der Erzählung kennen. Sie war schöner mit Blumen und Kränzen geschmückt, als alle andern Häuser, und ein stattlicher Mann nebst Frau und Tochter stand mit entblößtem Haupte in deren Hausthür. Der Fürst ließ halten und stieg aus dem Wa-

gen. Er nahm ehrerbietig seinen Hut ab und machte dem Hause eine tiefe Verbeugung; dann ging er auf den Müller zu und bot ihm die Hand, die dieser jedoch zu erfassen Bedenken trug.

„Mein Besuch gilt Euch, lieber Meister," sprach freundlich der Fürst. „Ich spreche wieder bei Euch ein, wie ich es damals versprochen, aber nicht als Euer Gast, sondern als Euer Fürst. Ich habe Euch die Anerkennung für einen Dienst auszusprechen, den Ihr mir als schlichtem Wanderer geleistet habt. Erinnert Ihr Euch noch des Tages, als, wie jetzt, die Glocken um den jungen Fürsten läuteten und ein anscheinend reisender Handwerksbursch in Eure Mühle trat? Damals beklagten die Glocken meinen Tod, jetzt läuten sie meiner Auferstehung."

„Also hätte ich damals, ohne es zu wissen, meinen gnädigen Fürsten bei mit aufgenommen?" fragte überrascht aber mit fester Stimme der Müller.

„Ja, das habt Ihr, lieber Meister, und der Fürst wird jetzt das thun, was der Handwerksbursch damals zu thun außer Stande war. Ihr habt zu jener Zeit eine so schöne Gesinnung gegen Euer Fürstenhaus und gegen mich, den todtgeglaubten Erbprinzen, so vernünftig ausgesprochen; ich habe damals aus Eurem ganzen Hausstande die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihr ein ebenso

tüchtiger Mann in Eurem Fache, als ein treuer, ehrenwerther Bürger seid, so daß ich Euch jetzt meine Anerkennung dieserhalb nicht versagen kann."

Und mit diesen Worten trat er auf den Müller zu und umarmte ihn herzlich vor der ganzen versammelten Menge, die in die lauteste Freudenbezeugung ausbrach. Der Müller aber wußte gar nicht wie ihm geschah. Nur einen Augenblick schien er zu wanken, dann sammelte er sich wieder und schaute stolz von seiner Hausschwelle in den umstehenden Menschenhaufen.

Aber auch zu der Müllerin trat der junge Fürst heran. „Was macht Ihr langer Vetter?" fragte er sie theilnehmend.

„Ew. Durchlaucht kennen ihn ja," erwiderte die Müllerin unter vielen Knixen; „er ist noch immer der alte."

„Seine Angelegenheit wird genau untersucht werden," entgegnete der junge Fürst, „und ich stehe Euch dafür, ihm soll Gerechtigkeit widerfahren, wenn er Recht hat; und hat er das nicht," setzte er sanft hinzu, „so soll ihm wenigstens Milde werden." Zu der Tochter gewendet sprach er darauf: „Und Euch bin ich auch für den Strauß, den Ihr mir beim Abschiede aus Eurem Garten gereicht, noch meinen fürstlichen Dank schuldig und muß ihn Euch,

leider! auch heute noch schuldig bleiben. Aber ich werde es nicht vergessen und Euch aus meinem Schlosse einen Strauß senden, den Ihr hoffentlich für Kinder und Kindeskinder noch aufbewahrt, denn Ihr seid Alle ein festes und bewahrsames Geschlecht. Damit ihr aber auch seht, daß ich an die Zukunft denke, wie es jeder muß, Fürst oder Unterthan, so werde ich Euch jetzt Diejenige vorstellen, die ich mir als die Trägerin meiner Zukunft, die Begründerin meines Hausstandes ausersehen habe." Und hiermit ging er an den Wagen zurück, ersuchte die junge Gräfin auszusteigen, und führte sie der staunenden Familie zu, die ihre Hausschwelle mit keinem Fuße verließ. „Das ist," sagte er zu seiner Braut, „die Mühle, von der ich Dir oftmals erzählt habe. Ich werde sie und ihre Besitzer stets als das Juwel meiner Krone, als das älteste und liebste Fideicommiß meines Ländchens betrachten und darauf halten, daß es wie bisher stets in der Familie verbleibe. Was macht," sprach er dann wie sich erinnernd, zur Müllerin gewandt, „Euer Sohn, der damals gleich mir auf der Wanderschaft war, und dem ich wohl einen nicht geringen Theil Eurer Gastfreundschaft zu verdanken habe?"

„Zum unterthänigsten Danke, Durchlaucht," erwiderte der Müller; „er wandert jetzt in Belgien, um sich die dortigen Mühlwerke anzusehen, die sehr vor-

züglich sein sollen, und dann die meinige, vielleicht bald die seinige, darnach einzurichten."

„Das prüfet wohl," erwiderte der junge Fürst, „denn das Bestehende hat sein Recht und nur wirklich Besseres soll es verdrängen. Heute sind wir, wie Ihr seht, sehr beschränkt in der Zeit; aber das nächstemal, wenn ich mit meiner Braut zu meinen Schwiegereltern zurückkehre, zeige ich ihr Euer ganzes Haus und führe sie in Eurer Wirthschaft umher, damit sie lerne, wie es in einem echten Bürgerhause aussieht. Und nun lebet wohl Ihr Alle!"

Der junge Fürst nahm den Hut ab, wandte sich mit der jungen Braut freundlich grüßend im Kreise herum, und bestieg dann von hundertstimmigen Segnungen und Glückwünschen begleitet den Wagen, der ihn dem Throne zuführte.

Ob er ein guter Herrscher geworden sein wird?

De la Haye.